

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Allerley Neues zu Spaß und Ernst

[urn:nbn:de:bsz:31-257544](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-257544)

Allerley Neues zu Späß und Ernst.

Die Kaiserkrönung in Frankfurt.

Als die letzte Krönung in Frankfurt abgehalten wurde (die Wenigsten wissen etwas davon, und dem Hausfreund hat Einer davon erzählt, der deswegen hingereist war, aber wegen einer Verkältung und ihren Folgen im Bett bleiben und schwitzen mußte), so zogen auch zwey Juden gen Sachsenhausen, und wollten den andern Morgen gen Frankfurt ziehen, sich dabey für ihr Geld satt sehen, und dabey an Davids Krönung denken, als wenn in Frankfurt ihr Messias daheim wäre. Aber sie waren müd und schläfrig, so daß sie zu verschlafen meyneten, und banden dem Hausknecht fest ins Gewissen, daß er gegen ein ordentliches Trinkgeld sie mit dem Haben wecken sollte, und wenn das erste Geräusch in den Straßen anfieng. Gut. Sie legen sich um elf Uhr des Nachts, und hatten an eine weite Reise gemacht, oder träumt vom kommenden Messias, oder gar beydes auf einmal, so schläft man auch lang und gern. Drum, wie Morgens der Hausknecht klopft, so wacht der Eine auf, und weil er nicht aufstehen mag, so dreht er sich ganz herum und schlägt dem Kameraden eins ins Gesicht, daß der aufwacht und ruft: Nu, wer ist do? Ihre Majestät? Jo! Und er sagt: Ist der Hausknecht meschucke oder hat er de Nachtnebel? Es ist so noch ganz dunkel! Der kriegt ka Trinkgeld! Er legt sich herum und sie schlafen noch fort. Da klopft es wieder, und der Hausknecht pocht stärker, denn zuvor. Da dreht sich der Erste herum und stoßt den Zweyten mit dem Ellenbogen in die Rippen, daß er auffährt und schimpft über den Hausknecht. Denn es war noch finster. Weil er sich aber doch überzeugen wollte, so steht er auf, und tappt im bagel. finstern Zimmer herum, und wie er an ein Fenster kommt, so macht er es auf und guckt nach dem Tag und es war finster, finstere als in Aegyptenlande, so daß er sich vor-

nimmt, noch recht auszuschlafen, denn er hatte auch eine Blatter am linken Fuße. Die zwey Kumpanen legen sich nun wieder hin und fangen frisch an, wo sie waren stehen geblieben; denn es ist wahr, wenn man morgens erst spürt, wie lieblich warm das Bett ist, so hält es einen wunderbarlich fest und läßt man es darauf ankommen, so bleibt man liegen mit nichts, bis nichts, bis zehn Uhr. Und so giengs. Um zehn Uhr nämlich kam den Einen eine Noth an und er schlug sich ein Licht, um im finstern Gang die Speisekammer zu finden. Wie er aber aufriegelt, da stürzt er fast todt zur Erde, denn es war heller, lichter Tag und die Sonne schien so freundlich herein, als wollte sie lächeln über die Siebenschläfer. Er ruft dem Kameraden, der dem Hausknecht und dem Raders Soimvolk. Aber alles still; nur der Phylax und ein Paar Enten im Hofe geben ihm Antwort. Denn Alles war schon früh und weit damals fort gegangen, um nach Frankfurt zu gehen, wegen der Kaiserkrönung, aber weit ist es grad nicht von Sachsenhausen nach Frankfurt. Und wie der Eine sagt: Hast du doch geguckt? „Jo, hab ich geguckt, sagt der Andre, und recht geguckt! Ich will noch emol gucken!“ Wie er aber mit dem Licht sieht, so war das Fenster zwar ein Fenster, aber statt ins frische Tageslicht zu sehen, wies es in einen alten Glaskasten. Also sah er das zweytemal so viel, wie das erstemal, so viel als gar nichts. Weil aber der Hausknecht auch von Sachsenhausen ist, so schloß er das Haus und Alles zu und gieng fort. Wer war aber in größern Draf, als die zwey Reisenden; da sie nirgends hinaus konnten, sondern mußten zu Hause bleiben, weil es überall zu war, bis der Herr ihnen die Augen des Geistes öffnete und sie gedachten des Küchenfensters. Dadurch häßten sie in den Hof, aus diesem sprangen sie über eine Mauer in die Gasse und darauf rannten sie Hals über Kopf nach Frankfurt. Uebrigens

war der Kaiser gekrönt und der große Doh
geschloß und sie konnten auch kein Geld auf-
geben, geschweige von dem Tuch, worauf der
Kaiser zu, einen Fegen abschneiden. Von
dem, was geschehen war, erhielten sie den
Küchenzettel.

Die schnellste Art, zu reisen.

„Ich möchte gern schnell an Ort und
Stell seyn,“ sagt der Oberförster von Buchs-
baum zum Postmeister. Spanner mir zwey
tüchtige Pferd vor und einen ordentlichen Po-
stillon, so gehts, ich weiß es gewiß. Viel-
leicht, sagt der Posthalter, gings noch ge-
schwinder, wenn ihr drey nehmt. Da fährt
ihr die fünf Stund in vierhalben, ich weiß
es gewiß.“ So, sagt der Oberförster, da
profitir ich grad eine halbe Stunde. Wann
bin ich denn dort, wenn ich vier Pferd neh-
me? „In drey Stunden,“ antwortet der
Posthalter. „Und wenn ich fünf nehme?“
In dristhalb Stund. „Wißt ihr was, Post-
halter, so spanner mir zehn vor, so brauche
ich gar nicht fortzufahren, und bin doch in
Fiebingen. Habt ihr mich verstanden, Post-
halter?“ Recht gut, Herr Oberförster. Also
zwey gute Pferd und einen guten Postillon
wollen ihr? die sollt ihr haben. Und giebt
ihm die schlechtesten Mären und einen alten
schickrigen Postillon, der eigentlich ein Ra-
gelschmidt seiner Profession ist, und nachher
aus Liebe zum lustigen Wesen und aus Miß-
gunst gegen seinen Mitnagelschmidt und um
ihnen den Abjag zu verderben und andern
Leuten ihre Absätze und die Nägel davon zu
erhalten, sich zum Postillon emporgeschwan-
gen hatte. Wie den der Oberförster sieht,
lacht er und sagt: „Jetzt hab ich ja doch
drey Rog! da komm ich in wieviel Zeit nach
Fiebingen?“ In vierhalben, sagt der Post-
halter.

Der Zundelfrieder giebt Lektion im Fischschießen.

„Jetzt hab ichs bald mit abffeln, das ver-
wünsch die Laufen im Sommer; wers auch er-
funden haben mag,“ sprach der Frieder zum
Stadtsoldaten, als er wieder ein wenig mit
ihm bekannt geworden war. Nemlich der
Frieder war abermal mit der Poligen verfal-
len, und weil er merkte, daß er wieder er-
wischt werden sollte, so sucht er das Revier
auf, wo sein altes Duzbruder, der Stadtsol-
dat wohnte. Dort, denkt er, laß ich mich
ohne weiers fangen, der Herr Bruder kennt
mich noch. Also wird er eingethan und soll
zur nächsten Station weiter befördert werden.
Der Stadtsoldat aber, weil es seine Sachen
as erstemal so gut gemacht und jetzt schon
die Manier vom Frieder etwas weg hatte,
erhielt zur Satisfaction den Auftrag, ihn zu
transportiren. Bald seufzt der Stadtsoldat,
daß er Morgens bey dem Weggehen einen Ho-
ring gegessen hatte, bald der Frieder aber
Durst und Langeweile, weil der Herr Stadt-
soldat sich auf keinerley Weise gegen ihn aus-
sfern wollte. Denn der schwieg still, natür-
lich um sich nicht zu verschlappen, und um
in seinen Diskours zu kommen, wo er här-
gen bleiben konnte. Auch hatte er sich das
Duzen abgemeynt und sogar bey dem Frieder
verbeten. Drum waren beyde froh, wie ein
schöner, dicker Weidenbaum die zwey in sei-
nen breiten Schatten aufnahm. Der Soldat
zog ein Rebmesser, ein Stückerlein Käse und
Brod und eine Strohbouteille heraus, um
seinem Dhrer (so nannte er den Magen) was
aufzustocken; der Frieder hatte das Zusehen,
daßte an allerlei Kunststücken, die er noch
exerciren müßte vor seinem seligen Ende.
Denn er wollte noch ein Bächlein schreiben,
christlicher Begweiser ins Zuchhaus; daran
Jedermann lernen dürfte, wie man es nicht
machen müßte. So auch diesmal. Denn er
reckt auf einmal den Kopf in die Hth und
sucht starr ins Wasser, welches am Weiden-
baum einen Ellenbogen machte, und gieng
gleich oben dran eine Brücke drüber, und wann
man die passirt war, steng ein hoher Berg
an, auf dem die Gränze aufhört oder an-
fieng, je nachdem man will. Der Stadtsol-

Das greift gleich nach dem Gewehr, wie der Frieder sich regt und sagt kurz und gut: Bleib — „Ich lauf Euch nicht davon, Herr Bruder; wenn ich nicht bald was anderes als Zwiebelsuppe Morgens bekomme und bey der Sonnenhitze ist es ein Geschäft, ums davon lousen. Wenn ihr mir auch davon liefert, seht, ich ließ euch nicht einmal nach! „Wär auch nicht nöthig — aber was giebt denn, daß ihr so gut? „Könnt ihr schießen?“ fragt der Frieder. „Vog! Element, ob ichs kann! Lauf er nur einmal wieder davon, so will ichs ihm schon — „Aber mit Erlaubniß. Fisch thant ihr schwerlich schießen, hier zu Land ist nicht der Brauch“ — Was, Fisch, Mensch, Ros, alles eins, auf den Kopf wird man sie eben auch schießen — „Mit Erlaubniß, sagt der Frieder, es ist was artliches um das Fischschießen. Einen Döfenkopf, wie ihr (da nickt der Frieder und der Stadtsoldat sagt: Profit, Herr Bruder) — meine ich; zu fehlen ist eine Kunst, aber einen Fisch zu treffen auch. Das hat mich mein verstorbenen Vater, der Kammacher, gelehrt. Da muß man mit der Mude etwas hinterhalten, als wenn man ihm auf den Rücken schießen wollte — Das wär kurios, sagt der Stadtsoldat; so was hab ich auf meiner ganzen Wanderschaft nicht gehört und ich bin doch Nagelschmidt. „Zum Exempel, wenn ihr die Forelle, die da unten steht, treffen wollt, so müßt ihr nicht nach dem Kopf zielen, sondern hinten dran. Bey meinem seligen Vater schießt man viel.“ Also zurück muß man halten? „Ja, fast über die Hälfte des Bauches, gegen den Schwanz zu.“ Ich nichts doch können, sagt der Stadtsoldat, und es wurmt ihm fast. „Es ist nicht so schwer, wenn man den Vortheil weiß, und es gilt nur, ob es ein großer oder ein kleiner Fisch ist, zum Exempel ein Stockfisch, wie ihr selber (hier nickt der Frieder und der Nagelschmidt sagt: Profit, Herr Bruder) — einseht, ist leichter zu treffen, als eine Grundel und so umgelehrt.“ Zum Beispiel, wie weit müßt ich par Exempel, bey der Forelle zurückhalten? „Weiter, als bey dem Schneider, der neben daran schwimmt, sonst hältis nichts; ich weis, ihr fehlt die Forelle aufs erste.“ Alons, sagt der Stadtsoldat, es gilt. „Nun, so legt

an, sagt der Frieder, „aber weiter zurück, weiter zurück.“ Remlich der Frieder guckt dem Nagelschmidt über die Achlein aufs Korn nach der Forell, oder eigentlich, wie er nachher einen festen Tritt bekäme. Denn wie er sagt: Jetzt drauf!“ schreiß der Stadtsoldat, und der Frieder giebt ihm einen Stoß, daß er vorwärts in den Gumpen fiel; gerade auf die geschossene Forell. Der Frieder aber nimmt noch des Stadtsoldaten Brandweinflasche, das Messer und das Nestlein Käse und Brod im Streng mit, über die Brücke auf den Berg und auf die Gränge. Fort war er. Der Stadtsoldat aber kann seitdem kein Fischfleisch essen; außer Stockfisch, weil man die nimmer auf den Kopf schießen kann.

Die Tapferkeit im Nebel.

Zu zeigen, daß man Muth im Leib hat, (denn viele haben ihn durch allerlei Getränke weißlich im Leib, daß man ihnen denselben abzapsen kann), wo man weiß, wie groß die Gefahr ist, heißt noch nichts; aber voraus zu seyn, ohne zu hören, und zu sehen, wo es gilt und ob man im leichtesten Fall nicht lebendig von Ungeheuren gefressen wird, das ist was. Der Vogt von Nebelheim weiß auch ein Liedchen davon zu singen und drum stiehlt mir ihn keiner, es gibt noch schlechtere. Er saß er manchmal etwas über den Durst und spielte nach der Poltze noch Trumphaus, so hatte er das nur mit andern und sogar vornehmern Abgten gemein, bey denen die innere Poltze etwas geringer besorgt wird, als bey unserm Vogt, der sich immer sehr bemühet, einen guten Nachwächter zu haben. „Denn, sagte er, ich bin am Tag Vogt, wache für das Dorf und trinke für mich, des Nachts aber schlafe ich für mich und dürste für das Dorf. Ich bin der Tagvogt, der Wächter ist der Nachtvogt, und man pat in der Stadt auch Winckler, die werden von Weibsteuern regiert und sind fürs Kommode, was wir für's Dorf. Nichts kummlichers, als ein Vogt. Deswegen und weil er einmal im Dorf und im Kopf einen dicken, riechenden Nebel hatte, so schaut er um elf Uhr zum

Fenster hinaus aufs Feld und stellt so seine Betrachtungen über die Nebel an und wie es zweyerley gäbe. Nämlich solche, die doppelt sehen machen und solche, die einen gar nichts sehen lassen, und wie man geschieht in beyden sich verirren kann, daß aber alle von unten herauf steigen und von vielen Dünsten entstehen, daß man von Sück sagen könne, wenn ein Nebel sich vollkommen in die Höhe ziehe, daß sie gewöhnlich, wenn sie zu dick sind, als ein Suß herabfallen und gewöhnlich Kopfweh oder Brustweh verursachen, daß sogar der Geldbeutel und der Barometer, die Frau und das Quecksilber an der Wand, sich nach den Nebeln richten. — „Gottes willen, Herr Vogt, ruft auf einmal der Nachtwächter.“ Was hast du? Was neues im Reich? „Wir sind alle Kinder des Todes, wenns wahr ist, was ich gesehen hab!“ So, schnauft der Vogt, als er mit dem alten Pallasch an der Hausthür erschien, und was hat er gesehen, Zerg? „Herr Vogt, da vornen in den Gärten eine ganze Kompanie, was Kompagnie? ein Regiment, ach Gott! ein ganz Bataillon — Räuber und Spitzbuben mit hohen Kappen und Flinten u. Hellebarden. Davon sind zwey, das habe ich selber gesehen, bis ins Dorf herein protokolliert (patrolliert) u. haben des Vetter Michels Läden gemustert und sind aus alten Jakobs Küchenfenster gewesen und wie sie mich gesehen, sind sie wieder zu den Kameraden, die sind noch viel größer und selbige nur ihre Spärmopslein.“ Ich armer Vogt, wäre ich doch zu dieser Frist nicht Vogt; diesmal geht wieder zuerst über mich her, wie allemal oder wenns zum Handlung kommt, muß ich, der Vogt, wieder vornen hin und angreifen. — Aber geholfen muß seyn. Zerg, so geh du im Dorf herum und mach in aller Stille Lärmen, von Haus zu Haus; wer Flinten hat, nimmt Flinten, wer keine hat, laßt bleiben und ladet mit der Mistgabel und thut Erbsen hinein, wenn er keine Schrot hat. Und vergiß den Jäger nicht, der hat gewiß Kurasch und hat Flinten. Mach tapfer, Zerg. Aber — halt, bleib doch bey mir, damit ich nicht allein bin, bis du mir jemand geschickt hast; es ist mir so unheimlich ums Herz. Daß Gott erbarme. „Ihr seyd nicht allein, lieber Vogt,

das merkt ich schon; euer guter Geist ist diesmal wieder bey euch. Ich muß fort.“ So eilt er vom Vogt fort, macht in aller Stille Lärm und in einer Stunde war die gesammte Bürgerschaft vor des Vogts Haus aufgeleßt und fehlt niemand, wer waffenfähig war, als der Förster, denn auf den häute der Vogt absonderlich gerechnet, da er nicht nur stechen und schießen und hauen, sondern auch aufschneiden konnte, wie alle Grännd. Also, Tolpatsch, Zerg, sagt er, wo hast du den Förster, den Gevatter? Hast du's vergessen? du sollst — „Ha ja, sagt der Zerg, er hat gelacht und gesagt, das ganze Dorf hätte den Nebel und ihr hättet auch einen und drum weil ers Bauchweh habe, könne es nicht kommen. Wenn ihr aber die Spitzbuben hättet, solltet ihr sie nur zu ihm bringen, er wolle sie alle todt machen! „Ist das auch permittirt von einem Gevatter, daß er mich so im Stich läßt? Also wenn die Wilderer brünstig werden und die Hirsch im Revier sind, dann fürchtet er sich nicht und geht darauf los und gerad heut hat er so Bauchweh? Daß dich das Bauchweh! Frisch voran, ihr Männer! Wir halten uns einander.“

So glengs nun voll Muth und Entschlossenheit bis an die Gärten, wo die Spitzbuben noch in geschlossenen Reihen und unerschüttert stunden. Einer mußte voraus, um zusehen, wo man den Feind am besten angreifen könnte. Dazu verstand sich ein frey- und ehrsamer Schütze, welcher vor die Mannschaft trat und sprach: Ihr Männer von Nebelheim! Ich gehe voran und rekognoscire! Aber ich opfere mich für euch, und mein Weib und Kind sey Euch, meine Seele sey Gott befohlen. Wenn ich zum drittenmal rufe und sie geben keine Antwort — so schieß ich und ihr kommt mir zu Hilfe. Gott befohlen, ihr Brüder!“ Da verheilten sie sich und der Schütze kroch auf dem Bauch fort durch das Gebüsch und die vereinte Mannschaft stunden Hand in Hand, weil keiner den Andern aus wahrer Brudersliebe wollte gehen lassen. Wie nun der Schütze rief mit gepreßter Stimme: „Wer da?“ da erbehte im Innern die Heldenschaar, denn sie sahen den Feind trotzig da stehen, das Gesicht gegen das Dorf gelehrt und den linken

Vorderfuß herausgestellt. Der Vogt mit den
Richtern beobachteten den Feind, aus Pflicht
fürs Dorf und drückten beym Ruf: „Wer
da?“ die Augen zu und sagt: O Jhesu! jetzt
giebt's ein Unglück. Die Kerls waren trotzig
genug und gaben weder zum zweytenmal noch
zum drittenmal Antwort. Also reinigt er sich
von aller Schuld und sagt: „Ich bin un-
schuldig an diesem Blut! und kann nichts da-
für! und Puff! da stürzte die vordere Reihe
der Feinde und selbst die hintere schien zu
wanken und Miene zum Bewegen zu machen.
„Heh! drauf! drauf! rief der Schäs und die
ganze Mannschafft, der Vogt, der Zerg, die
Richter — wie ein Hagelwetter gieng alles
übers Gebüsch auf den Kampfplatz; Alles voll
Muth und Leben und Hoffnung, das Dorf
vor einer blutigen Gefahr zu bewahren. Aber
versteimert stund der Schäs und die ihm folgen-
den und waren Alle maustill, bis sie bey
einander waren, vor Schrecken. Diese trotzigen
Feinde mit den Pelzkappen und Spießsen
und vorgestemt Fuß waren Brüder — der
übrigen Hanffstengel, welche Büschelweise zum
Troden dastunden. „Gottlob, sagte der
Schäs, daß es das ist und sonst nichts. So
was will ich verantworten, aber so viel Blut
hätte ich nicht auf mein Gewissen laden mö-
gen.“

Niemand war übler daran als der Vogt.
Der schob es auf den Zerg, und der Nach-
wächter betheuerte bey allem, was hoch und
nieder ist, er habe zwey Kerl von daher ins
Dorf laufen sehen und die hätten sich, als sie
ihn gesehen, retirirt. Da hatte er Recht.
Denn die Jugend sucht sich und sollte sie es
gleich nicht im Rebel thun, so benutzt sie
doch manchmal den Rebel und so hatten
zwey Pursche an den Hanfbüscheln einen guten
Hinterhalt, wie sie den Nachwächter
merkten. Was aber den Förster anbelangt,
so wurmte ihn doch der Vogt, der Gevatter
und er blieb wach und rüstet das Schießzeug.
Ja! als der erste Schuß geschah, hielt ers
für Ernst, legt Waldtasch und Flint an, und
eilt auf den Kampfplatz, wo die Goliathe be-
reits erlegt waren. „Ja, sagt er, „Gevat-
ter Vogt, das kommt so vom vielen Rebel.
Ihr habt euch doch zum Andenken daran ei-
nen Finger verstaucht? Sonst wärde ich euch

so dann und wann erinnern.“ Der Vogt
bat ihn, still zu seyn, weil er allein im Dorf
davon reden dürfe, und die Sache ist auch
richtig bis jetzt ein tiefes Geheimniß geblie-
ben.

Der schlaue Dichter.

Und doch ist wahr, daß die Kunst nach
Brod geht — das drückte einen armen Vers-
macher gar sehr, und um es einem reichen
Herrn in London auch verständlich zu ma-
chen, suchte er mehrere Gelegenheiten, und
machte sie passend, wenn sie nicht passend
waren, um ihm rechte hübsche Medlein, ohne
alles Lob und Schmeicheley zu überreichen
und wo er höchstens so im Vorbeygehen von
ihm als einem jungen Gott oder als einer
wohlthätigen und Segen spendenden Sonne
oder wohl auch als von einem Vater des
Menschengeschlechtes sprach. Der vornehme
Herr hatte aber eine klüßliche Rippe an der
rechten Seite und langte nicht gern in den
Hosensack, sondern that als verstände er nichts
und stellt sich dumm. Ja, als er einmal
den Dichter wieder sah von weitem, schreibt er
geschwind ein Paar Zeilen gereimt auf, giebt
sie seinem Bedienten, auf daß er dem Versma-
cher den Rang ablaufen und zuerst ein Ge-
dicht anbringen sollte, um ihm nichts schul-
dig zu seyn. Aber war der reiche Herr be-
sonnen, wars der Versmacher auch, und mir
nichts, dir nichts.“ Halt! sagte er zum Kam-
merdiener, als der wieder fort wollte, „gu-
ter Freund.“ Er visitirt seine eignen Säck
und wie er nichts hinten und vornen findet,
sagt er, „wißt ihr was, guter Freund, „geht
„und sagt eurem Herrn, daß ich ihm etwas
„expresses für seine Vers durch euch wärde
„übermacht haben, wenn ich was hätte. Ich
hab aber nichts.“ Der Bediente wollte es
fast nicht sagen, und als ihn der Herr ein
paarmal gefragt hatte, rückt er mit der
Mausfalle heraus. Der Herr lies aber auch
hinein, also daß er ihm wenigstens — einen
halben Gulden schenkte, vielleicht auch sechs
und dreyßig Kreuzer.

Der Herr Versmacher hatte seinen Kolben zum Laufen nur ein wenig zugespitzt, um auch im Nothfall damit stechen zu können.

Bequemlichkeit, werd dafür hält.

Daß zunächst nach den ägyptischen Heuschrecken und Läufern die Raupen kommen, welche alle von fremdem Schmalz leben und sich nur in der Art ihres ehsannren Gewerbes unterscheiden, ist bekannt, aber nicht jedem ein Mittel, sie kommod los zu werden. Denn was das Schießen der Raupen betrifft, so kosters Pulver und Sand, das leidige Wegschereu ist gar zu langweilig und Euck für Euck den Prozeß machen, bis sie alle Instanzen durchlaufen haben, reist, einem Städter wenigstens, die Geduld entzwey. Dafür hat dem Hausfreund ein unbekannter Freund verratzen, wie er höchst eigenmächtig zugesehen habe, daß so ein städtischer Bürger, welcher des Ablebens satt war und das verdächtige Herumklettern haßte, einem ansehnlichen Zwetschenbaum die Krone abgäbe und dann die Raupen portionenweis zerirrat. „Wart, ich will euch schon kriegen,“ sagte er bey jeder Portion, „vermaledeite Baumkruse.“ Zwar fragte der unbekante Freund wie natürlich, „ob denn der geköpfte Baum wieder ausschlage und treibe?“ Natürlich, sagte der Gärtner, wozu hätte man denn sonst den zweyten Trieb erfunden? Der wird alles wiederbringen, bis auf die Raupen!“ Ich bin froh für Euch, sagte der Freund; „der Baum wird euch die wenigste Mühe mehr machen, wenigstens für dieses Jahr.“

Die Geistesgegenwart.

Als es Zeit war zum Salatanmachen, schickte die Memme den kleinen Mosesche fort, daß er für sechs Kreuzer Essig und Dehl holen sollte beym Krämer, und giebt ihm ein Doppelbecherlein mit, welches zum halben und ganzen Messen der Kaffeebohnen oben u. unten ein halbes und ganzes Becherlein von Blech hatte, um doch das Lauberhättgenfest vom Sabbath unterscheiden zu können und

vom gehängten Haman. Also springt das Büblein mit dem Sechser und Becher in jeder Hand und denkt an de Nebbes, den er vielleicht machen könnte. Dem Krämer verlangt er zuerst Essig und kält sein groß Becherlein hin, um ihn aufzufassen und als ihn der Mann fragt: wo hast du dein Becherlein für das Dehl? da drehete unser Moses ganz geschickt das Becherlein um, damit er das Dehl bekomme und der Essig lag auf dem Boden. Aber das Dehl war im kleinen Becherlein. Also weint er von Rechtswegen und der Krämer sagt: „das hast du nicht von deinem Vater, dem Schlaum, gelernt.“ In dem gesetzlichen Heulen kommt er heim und weil ihn die Mutter hastig fragt: „Nu, wo hast den Essig?“ da wendete er abermals sein Geschirrelein um, daß er der Memme zeigen könne, wie ungeschickt es ihm gegangen sey und das Dehl lag auf dem Boden.

Das Geschirrelein ist kurz, aber gewiß wahr, oder wenigstens so, daß es alle Augenblicke wahr werden kann. Vielleicht, gezeigter Leser, hast du auch schon oder dein Hausfreund, erst den Essig und dann vor lauter Geistesgegenwart auch das Del verschüttert.

Merke: Wenn dir ein Unschick passiert ist, so hüte dich, ihn nicht noch mit einem in der Geschwindigkeit zu vermehren. Sintemal die Ungeschicklichkeit ist, wie eine indische Felze, wo jedes Schweisfloch jeden Augenblick Grofmutter werden kann. So was ist gar gleich geschehen.

Uzugroße Gewissenhaftigkeit.

Ein polnischer Handelsmann, der viel mit Christen handelte, bekam in Leipzig eine teutsche Chollt in seine polnischen Eingeweide und weil Polaken und Teutsche fast immer gute Freunde waren, also daß die einen den andern oft zu Hüfte gereist sind, so machten die Gedärme und die Krankheit eine Angriffs-Platz gegen den Ehrenmann, daß er fast drauf gieng. In Leipzig giebt es viel Krankheiten und also auch viel Doktoren, anderwärts ist es umgedreht und giebt es viel Krankheiten, weiß viel Doktoren giebt, so daß

man von drey Patienten immer zwey auf den Doktor und einen auf die Krankheit rechnet. Er schleppt sich also zu einem, der kurz vorher einen Vornehmen, aber einen recht Vornehmen, auch an der Cholil kurtet hatte, doch ihm weiter kein Zahn mehr weh thut, und macht ihm seine Presten bekannt, mit der Bitte, daß sich der Herr Doktor, der zweyschneidig, nemlich auch Apotheker war, pressiren sollte, indem er gesonnen sey, des folgenden Tages weiter zu reisen. Er sollte jetzt morgenländisches Pulver in seine polnischen Gedärme erhalten, um die teutsche Krankheit zu verzagen und der Mann sagt: davon nehmt ihr jeden Morgen zwey Gran. Wohl gemerkt! Was gemerkt? Nichts, gar nichts gemerkt! „Was will Gran sagen? Ich kenn keinen Gran!“ Nun, auch recht, sagt der Doktor! So nehmt davon das Gewicht eines Dukats! Aber bey Leibe nicht mehr! Sonst könnst zu bbsen Häußern gehn! „Also von einem unbefchnittenen Dukatschen, einem Ehremnizer Dukatschen? Dürftst nicht auch ein Holländer Dukatschen seyn?“ O ja, warum nicht? sagt der Doktor. Der Handelsmann lauft heim und hat er die Gran vergessen, so wußt er doch noch: „das Gewicht einer Dukate! Aber bey Leib nicht mehr!“ Und wie er nach Haus kommt, so wars Abend und da er alle seine Zahlungen in Dukaten gemacht und preußisch Geld dafür eingenommen hatte, so war ihm keine Dukate mehr bey der Hand und um doch nicht mehr zu nehmen, als für eine Dukate, so rechnet er aus, daß eine Dukate im damaligen Kurs, das heißt wie damals die Geldsorten und Zahlungen gegen einander waren, gerade drey preußische Thaler und zwölf gute Groschen war, welches nach unserm Gelde wäre, als wollte man drey kleine Thaler u. zwey Sechsbäcker sagen, aber eher noch mehr. Das nahm er nun in die eine Schaale und wog sich so viel Pulver dafür ob, also daß es kaum hinreichend war, und legt ja nicht mehr dazu. „Sonst könnst zu bbsen Häußern gehn“ hat der Doktor gesagt. Freylich giengs dazu. Denn kaum wars im Leib, so grimms und zwickts und schneidets und reißts und zerrts, daß der Polak wie ein getretener Wurm sich krümmt, oder wie ein Darm mit Luft gefüllt

und entseßlich: Au weh! schreyt. Er glaubte anfangs, das gehöre auch dazu, bis ihm der Todeschweiß auf der Stirn stund, kein warmer Deckel mehr half, keine rothe Zwiebel. Da ließ er den Doktor in der tiefen Nacht holen, er mücht kommen, denn er sey am Sterben. Der Doktor glaubt, er sey schon wieder aus Polen da und besann sich, ob er nur gehn wollte, weil er sonst verlangt, daß die Patienten zu ihm kommen. Das sey so eine lindere und minder gefährliche Praxis und sie haben von unsern lieben Herrn nur die Signatur: Stehe auf und wandle! aber nicht das Recept gelernt. Doch geht er und findet den armen Handelsmann todesbleich, zitternd und matt, daß er kaum reden konnte. „Was habt ihr denn schon wieder, mein Lieber? Habt ihr denn zuviel geschluckt?“ Nein, netto für eine Dukate. „Nicht möglich. Habt ihr denn auch genau gewogen?“ Ja! ganz nach — dem — Kurs! für — drey Thaler — zwölf Groschen! Au weh! „Freylich, sagt der Doktor, da berstet ein Eichbaum, wenn mans ihm eingiebt und wenn ihr diesmal davon kommt, so werdet ihr mit eurem ewigen Vetter gemeinschaftliche Reisen durch die Welt machen.“ — Drauf so ließ er ihm Milch geben und andere einwickelnde und abführende Mittel, bis er wieder gehen und stehen konnte, und er nahm von dem Doktor einige Gewichtlein, welche man Gran nennt, mit, um nicht mehr ley zu gehn. Versteht sich, zur Kuriosität!

Der gestohlene Präsident.

(Mit einer Abbildung.)

Das geschieht nicht oft, denkt mancher, und nicht immer aus Liebhaberey oder aus Spas, sondern im Ernst. Wie es z. E. dem Herrn Präsidenten Alexander Gibson, Lord Durin in Schottland gegangen ist. Denn als derselbe in einer Rechtsache gegen den schottischen Grafen von Traquair einst Vorsitzer des Gerichtes werden sollte, da fürchtete der letztere, derselbe möchte seine Rechtsgelehrsamkeit ein wenig in Unrechtsgelehrsamkeit verkehren und ihn mit guter Manier den Pro-

D

Rheinländischer Hausfreund 1822.

est verlieren machen. Darum bestimmte sich der gnädige Herr und hätte gern gesehen, wie Herr Gibson nicht Präsident geworden wäre; bis sich ein kräftiger und starker Bergschotte, Christins Willie genannt, meldete, und: „ich stehle den Präsidenten,“ sagt er. Denn der edle Graf war zu Willies Bekanntschaft gekommen, als dieser im Gefängniß saß, weil er nur ein Paar alte Halfter gestohlen hatte, woran aber ein Paar feiste, runde Käse hingen, und auf andere Weise, edelmüthigen Sinnes, andern die Sorge für ihr Eigenthum erleichterte, indem er es ihnen nahm. Weil aber der Graf für ihn bat, so gab man ihn wieder frey. „Jetzt, Herr Graf,“ sagt er, „jetzt will ich Euch meine alte Schuld wieder bezahlen und stelle den Gibson. Silts was?“ Nichtig wird Gibson Präsident, und wie er selbigen Tag vor Freud wieder gegen Abend vor der Stadt am Flusse Keith spazieren reitet, da gesellt sich der lustige Willie zu ihm, um Kompanie zu haben, und erzählt dem gnädigen Herrn, daß es demselben wohlgefiel und singt ihm ein Liedchen dazwischen, oder lehrt ihn Wachteln fangen und Fische, und der Herr Gibson, sonst ein kluger Herr und der einem den Spelman wenigstens an der Nasenspitze ansehen konnte, der merkt nicht, daß er weit vom Weg ab und in einer weiten, leeren, verlassenem Haide, genannt die Haide von Frigate Whind, sich befand, wo Hasen und Fische sich gute Nacht zurufen. Wer war aber der Fuchs? Denn wie der Herr Gibson wieder heim wollte, da war dem Willie auch das Herz nicht in die Hosen gefallen, (schon aus dem Grunde, weil die Bergschotten keine anhaben) sondern er springt mir nichts, dir nichts am Pferde in die Höhe, steckt dem Herrn Gibson eins, daß er umsinkt, wickelt ihn in seinen Mantel, jagt das Pferd heimwärts und trägt den Herrn, fest eingebunden, auf ein altes, verfallenes Schloß, Grapahaus Tower in Annandale (weil ein gar absonderliches Maul dazu gehbet, um schottisch zu reden, mag der Leser diesmal nur Lauer lesen) wo er ihn in ein wohlbewahrtes Zimmer brachte und ihm an Lebensnahrung und Nothdurft nichts abgehen ließ. Aufser daß er nicht richten und schlachten konnte,

was er auch zu seiner Nahrung rechnete. Ja, als das Pferd mit leerem Sattel heimkam, da betrauerte man den ertrunkenen Herrn und an seiner Statt wird ein anderer Präsident gewählt, weil doch immer einer der Oberste seyn muß. Jetzt war es dem Grafen von Traquair Recht, denn der neue Herr war kinder, sonst hätte er den Prozeß nicht gewonnen und dennoch mußte er drey ganze Monate warten, bis zur ausgeprägten Sache. Und das war noch kurz. Aber nicht für den Gibson, welcher allmählig anfang zu zählen, wie oft seine Leibgilde des Tages zirkte, das Krächzen der Eulen nachmachte und auf dem Haberrohr, das am Fenster wächst, pfeifen lernte.

Es wäre vielleicht meinem geneigten Leser in Grapahaus in drey Monaten auch so gegangen, wie dem gestohlenen Gibson, daß er sich in der Gewalt eines argen Herenmelsters gehalten hätte. Es sah auch ganz darnach aus. Denn nicht nur, daß ihm allemal ein Stein in der Wand weggerückt wurde, wenn er das Essen dadurch empfing, sondern er hörte auch allerley Sprachen draußen reden, nicht Schottisch, aber anderst, wie es noch nie in sein Herz gekommen war. Als er aber gar im dritten Mond einmal schlief und packten ihn ein Paar berbe Fäuste, welche er gleich an der groben Handschrift für die Fäuste seines Zaubers erkannte, und wie er sich darauf bald wieder am nemlichen Ort befand, wo ihm der Verstand auf der Haide etwas abhanden gekommen war, da fragt er sich selbst, wie die Abbildung zeigt, höchst erstaunt: „Was soll das bedeuten? Wo bin ich?“ Er sah aber beim Mondschein den lustigen Willie nicht, sondern suchte nur den Weg heim. Jetzt giengen ihm, und wie er heimkam, auch seinen Freunden die Augen auf, daß er eben doch bey einem gefährlichen, boshaften Zaubers gefessen sey. Oder eigentlich erst ein Paar Jahr drauf giengen ihm die Augen auf, als der Gibson einmal von ungefähr in die Gegend vom Schloß kam und sich wieder erkannte, an den Felsen, die er erzählt hatte, und an den Wasserfällen, die ihm zuzuwachsen schienen: Wir kennen uns. Ja wohl! kennen wir uns, sagt der Präsident. Nemlich der Herr Alexander war jetzt wieder zu

g wüßte
wäre bei
verunfähr
ein anthe
er einer
dem Ge
neue Sp
Jogge
bey gar
angene
er nicht
ng zu
ages ge
michte
er wüßte

gten Lei
so geg
uß er
euer ge
ennach
in Stein
das E
auch
schon
sein
im drit
ein Pau
grobt
andere
d wiede
der Ve
en gel
die die
Das soll
aber
nicht,
Jetzt
auch
es eben
er Hau
ein
in die
wider
acht
im
zu w
ist. R
k wüßte



nicht geringem Selbstwesen seines Nachfolgers
Vorsteher geworden und der Prozeß war ge-
schlichtet, daß jetzt alles ruhig seyn durfte.
Der geneigte Leser erwartet vielleicht, wenig-
stens hie und da einer, daß jetzt noch der
Hausfreund erzählt wird, wie der erzürnte
Sibson den Willie als den Stehler wird auf-
suchen und ein bißchen hängen lassen und wie
der Traquair, als der Hehler, auch daran
glauben muß. Nein, das erzählt der Haus-
freund nicht, denn er müßte lügen, und hät-
te es auch der Sibson gewollt, so wollte es
ein Anderer anderst, dessen Gedanken nicht
unsere Gedanken, und unsere Wege sind
nicht seine Wege, sondern so viel der Him-
mel höher ist denn die Erde, so viel sind sei-
ne Gedanken höher denn unsere Gedanken u.
seine Wege höher denn unsere Wege. Die
Zeiten waren in Schottland so stürmisch und
man hatte so viel mit den Großen zu thun,
daß man zum erstenmal die Kleinen laufen
ließ. Dem Willie geschah vor der Hand
nichts.

Der geneigte Leser, welcher sich ein Buch
voll Recepten und Hausmittel anlegt, notirt
sich vielleicht dieses Exempel zu der Art, wie
man am leichtesten einen Prozeß gewinnt,
nemlich wenn man den Richter weglapert,
und er gedenkt dabey vielleicht an den Bau-
ern, der das Geseh aus dem Buch riß, da-
mit man nicht mehr nach ihm sprechen könne,
daß er Unrecht habe.

Ob noch heute so etwas in Schottland ge-
schieht, ist damit nicht gesagt. Des ehrlichen
Sibsons und seiner Zauberer Knochen haben
vielleicht seitdem manche lustige Fahrt gemacht,
denn das mag geschehen seyn, als des rhein-
ländischen Lesers geliebter Fürsten einer,
Markgraf Georg Friedrich, 1622 bey Wim-
psen edler als glücklich war, oder zehn Jahre
drauf, als Gustav Adolph, der Schweden
König, im Kampf für seinen Glauben bey
Lützen 1632 fiel. Denn der Hausfreund
weiß nur so viel gewiß und das will er sei-
nem Leser nicht vorenthalten, daß Herr Alex-
ander Sibson, Lord Durin, im Jahre 1648
mit Tod abgieng, also zwey Jahre eher, als
die letzte Sturmglode im teutschen Reiche
beym dreißigjährigen Kriege hätte künden sol-
len, zwey Jahr vor dem westphälischen Frie-

den. Ueberall schöne Zeiten, wie der geneig-
te Leser aus diesem Pröbchen sieht.

Zwey Berichte.

Der Hausfreund kennt zwey ehrliche Bög-
te, die sind Brüder und ihre Berichte auch,
daß man nicht weiß, welcher die Berichte des
Andern macht, und keines derselben sich sel-
ber recht traut, von wegen des Andern und
meynt, der Andre hab ihn gemacht. Hier
ein Nästerlein. Denn wie das Amt den Ei-
nen auffordert, zu berichten, ob in seinem
Dorf kein Salz eingeschwärzt wird — denn der
Leser muß wissen, daß die Leute an der Grenze
wohnen, wo so etwas heut zu Tag nicht un-
erhört ist — da geht der Vogt im Dorf her-
um und visitirt, nach dem eingeschwärzten
Salz, und weil er keines findet, so erstattet
er gehorsamsten Bericht dahin, „daß, biweil
er nachgesehen, kein solches sich finden
„und also auch noch viel weniger eingeschwärzt
„wärde. Konträr und so sey alles Salz in
„seinem Dorf um ein gutes weißer, als wel-
„ches sie vom Krämer aus der Stadt neh-
„men müßten. Daraus folge klar, daß bey
„seiner Wachsamkeit keines eingeschwärzt wor-
„den sey.“

Sein Bruder aber, der sollte einmal amt-
lich sagen, ob keine Individua in seiner Ge-
meinde wären, welche in der blutigen Schlacht
bey Waterloo, 18. Juni 1815, mitgefochten
hätten, damit man sie nach Verdienst aus-
zeichnen könnte. Der Vogt schickt den Tage
wächter und geht selbst und sucht und als er
niemand der Art findet, so setzt er sich hin,
und „da ich, schreibt er, in meiner ganzen,
„wiewohl nicht zahlreichen Gemeine, kein
„Individua habe, auch nie ein Individua
„meines Wissens da gewesen ist, so muß ein
„solches, wenn dennoch, trotz alles Nachfor-
„schens, ein solches vorhanden wäre, in der
„genannten Schlacht geblieben seyn. Sonst
„ist es nicht möglich.“ Der geneigte Leser
hätte sich doch gewiß lieber vom Herrn Schul-
lehrer oder Pfarrer erklären lassen, daß In-
dividuum auf gut Teutsch weiter nichts, als
einzelne Personen oder Sachen bedeutet und

daß ihr Geschlecht das gebüßte ist, weil so zu sagen Alles darunter begriffen ist. Also war der Bogt auch ein Individuum. Aber was für ein?

Der Kupferstecher und der Jude.

Ein bekannter Menschenfreund, der auch unsern alten Vettern, den Juden, Beweise seiner Menschenliebe geben wollte, nahm sich vor, alle edeln Züge, die er von diesem säuberlichen, waschfrohen Geschlechte entdecken würde, aufzeichnen, dieses Büchlein dann mit der Abfontersetzung der Edelsten ausziern, und durch sie selbst zum Besten ihrer Armen verschleußen zu lassen. Zur Sammlung wurde ein junger Kupferstecher, der gerade auf Reisen gehen wollte, gewählt.

Der Rheinländische Hausfreund sieht es dem Leser an, daß er meynt, er höre sie schon auf allen Märkten und in allen Straßen, hinten und vornen damit beladen, rufen: „Na Herr, kafe sie mer aach was ab, schöne silberne Ringlischer, schöne Bündel, geklappert und gewässert, und ä Rarität vom ä Büchlich, wohlfeil, und mit lauter schöne raterische (Charakteristischen) Züge von unsere Leute, wie z. B. vom Leibel Fuchs aus Wödtigheim, der einer arme, bluarmer Kristefre fufzig ganze Gülte vom ä Handel uf ä Kühlich gischenkt hat, weil sie ihn nit bezahle konnte; vom Arun Herz, der in der theure Zeit den arme Leute so viel Guts gitthon hot. Er heiß doch jo mit Recht Herz, denn er ist so gut, er wollte sein Geld nicht gleich wieder, sie können ihm noch zehn Johr daran abzahlen, und werden ihr Lebenlang an ihn und die theure Zeit denken; und erst das wunderschön Kontersey vom Ibw Wolf aus Glaubersstadt! Wer kennt den nit? ä tief studierter Mann, ä Pfarrer von unsere Leute, der die 70 Sprache der Welt versteht, und bey äma Brand durch ä verborgene Segensspruch ä halbe Stadt vom Untergang gerettet hat. — Nu, meiner Schumme, nit ä Rarität vom ä Büchlich? Und daham hebb ich ach noch schön felt Kählstsch zu 4 Kr., wenn ich damit dienen kann.“

Doch in so weit war das Werk noch nicht

gediehen, als der junge Kupferstecher, gewöhnlich durch einen Wald gehend, auf einen gemeinen Handelsjuden stieß, der unter andächtiger Betrachtung des Einmaleins langsam daherpinkte. Bey ihrem Zusammentreffen entspann sich folgendes, bis auf die kleinsten Züge wahres Gespräch zwischen ihnen:

Wonaus Hebräer? fing der Kupferstecher an, der ein trockener Vetter war und nicht viel Käß zum Brod gab.

Nach daham, wie Sie sehen, schmünzette der Jude — Um Vergebung, darf ich so frey seyn, mir die Freyheit zu nehmen, zu froge, mit wem ich die Ehr habb zu spreche?

R. Ich bin ein reisender Kupferstecher, und gehe besonders auf die Juden aus.

J. Daß doch —

Unter diesem zog der Kupferstecher ein schönes blinkendes Taschenmesser heraus und aß einen Apfel vor sich hin; der Jude aber machte sich sehr vorsichtig ein wenig seitwärts, denn ihm lönten noch die Ohren von dem zwey Sylben des Wortes Kupferstecher, und er meynte, daß der unbekante Herr, der besonders auf die Juden ausgehe, mit dem scharfen glizrigen Messer, in so einer unsichern Gegend wohl auch in noch andere Sachen als Kupfer stechen löunte.

„Nun,“ begann der Kupferstecher wieder, und machte spielend mit dem Messer eine zwar rasche, aber gewöhnliche Seitenbewegung gegen den Juden: „Welleicht gibst du Anlaß, daß du selbst gestochen wirst.“

J. Nu? — das doch nit! —

R. Warum? Das ist gleich geschehen. Weiß ich nur etwas von dir, das mir gefällt, so will ich dich gleich am nächsten Baume dort abreißen.

J. Grauser Gott! Mich! Mich arme unschuldige Jude — reißte, steche? Herr, Ich hebb an anzige Speißthaler (Speckesthaler), sie können mich vistirten da, da, nehme sie ihn; aber um alles in der Welt nur nicht gerissen und gestochen.“

Und somit lief der Wausche was er konnte, daß er um so wohlfeilen Preis nicht gerissen und gestochen wurde. —

Das Wunderzeichen.

Wenn ein Komet mit drohndem Feuer-
schwanz am Himmel steht, daß man es leicht
ansehen könnte, wie eine feurige Ruthe, die da
bedeute ein kommendes Schreckensgericht und
ein Säkulum voll Elend; wenn der Kauz auf
dem Dach sitzt, der Uhu schreit, der Wind
saust und im Hausgang oder auf der Bühne
pfeift, daß die Wanduhr still steht vom Wind-
zug (der Hausfreund erzählt nicht weiter,
sonst fängt er an, sich vor sich selbst zu fürch-
ten), dann bekommt man leicht Gänshaut
und die Kehle geht den Buckel hinauf und
streicht die Haare ein wenig in die Höhe, daß
sich die Kappe gelegentlich lüpft. Aber das
ist noch alles nichts, nein gar nichts. Ist
nicht neulich die fünfundschrzigjährige ehr-
und tugendsame Jungfrau, Elisabetha Sam-
son in England, vor Schrecken auf den Stuhl
gesunken und ist eine Weile bestunungslos ge-
wesen, daß ihr das Messer auf den Boden
fiel und der Laib Brod auch? Wem war das
aber nicht passiert? denn wie sie das Messer
nimmt und will zum Fribst sich ein Stücklein
vom frisch gedackenen Laib abschneiden und
ein Schnittlein Butter darauf streichen, da
wollte sie natürlich von der weichen zarten
Jungfernkrust (denn es hat wohl noch nie-
mand sein eigen Fleisch gehaslet) mehr haben,
als von der harten Rinde, der Zähne halber.
Aber im Umbrechen sieht sie drauß einen schred-
lichen Todtenkopf, der grinste als wollt er
sagen: Endlich. Also war ihr der Appetit
vergangen und über den Fall kam die
Schwägerin durch die Thür und sie erzählte
es ihr und nun besehen sie die andern Laibe.
Da stand auf einem verkehrt die Zahl 1756.
Aber Jungfer Lisbeth hatte das gleich weg
und die zwei Weiber weinten mit einander
aus verschiedenen Jahrgängen, und warteten
mit Ungeduld auf den Mann, den alten Sam-
son. Der war Wltester und Richter im Dorf
und ein geborner Leineweber. Aber der
hört mit Erstaunen und Bestürzung von
dem Wunderzeichen, und sieht seine arme
Schwester ondlich mit Betrübniß an, bis er
plötzlich hell anfängt zu lachen und sich fast
nicht zu helfen weiß, daß die zwei weinten,
er sei vom Mitleiden so zugerichtet worden.

Nein es war ihm ernst.

Nemlich, wie er so den Todtenkopf und
dann wieder die Schwester beseht, wurde es
ihm hell, wie wenn eine Fackel im Finstern
angeht. Denn jetzt fiel ihm ein, daß der Tod-
tenkopf richtig im Backofen sich befinde und
wahrscheinlich die Jahrezahl auch. Als ein-
mal sein Ofen zerbrochen war, so gieng er
am Sonntag früh in die Kirche und in an-
dächtiger Vorbereitung vertieft, sieht er einen
Stein am Kirchhofsweg und er denkt: „dich
kann ich brauchen!“ und wie er an das Vor-
häuslein der Kirche kommt, lag noch ein Stein
des Anstoßes für seine Andacht, „und dich
auch“, denkt er. Sogar im Heimweg schiebt
er in die Wiederholung der Predigt an Ort
und Stelle die Worte ein „heute Nacht hol
ich euch“ als redete er mit zwei armen abge-
dienten Sündern. Ein Kirchenältester macht
wenig Umstände und legt sie Leichensteine betrifft,
und seine Liebe zur Aufklärung hatte dem
Gewissen seinen gefehligen Rappzaum ge-
nommen. Also holte er die zwei saubern
Steinplatten und legt sie selbige Nacht noch
in Ofen, damit es niemand gewahr wer-
de, und ist er ein ganzer Leineweber, so ist
er auch ein halber Maurer und sticht den Back-
ofen selber.

Dergestalt kam nun der Todtenkopf und
die Zahl 1756 zum Schreden der Jungfer
Elisabetha Samson in den Ofen und mußte
sobann wieder herausgenommen werden, nicht
sowohl damit sie nicht wieder erschrecke, als
nur daß nicht rüchbar würde, wie der Herr
Älteste dann und wann etwa einen Leichen-
stein aus der Kirche, oder sonst etwas in den
Backofen oder sonst wohin gelegentlich hin-
einweht. Also mußten die zwei Weiber zu
ihrem Schreden noch schweigen. Was arg ist.

Merke: Appetitlich ist just nicht, von einem
Todtenkopf herunter, und wärs auch nur ein stei-
nener, der auf einem Grab gelegen ist, ein Laib-
lein Brod zu verzehren. Aber zum erschrecken ist
auch nicht. Ja es giebt viele, welche glauben, daß
die Reben am Kirchhof und der Holder an den
Mauern und die Zweischnen darauf die feinsten
Früchte tragen. Und das glaubt der Hausfreund
auch, nur nicht, daß das Fetteste auch immer
das Appetitlichste ist.

Der Unterschied.

Wie einmal der Zirkelschmidt durch lustiges Leben und allerley Schwänke dem Aeltesten Gericht Gelegenheit gab, an ihn und seine Aufführung zu kommen, da wurd' er citirt und sollte zugerichtet, das heißt zurecht gerichtet werden. Insbesondere aber beschwerten, weil er gar zu sehr dem Trunke ergeben war, und immer auf den kommenden Durst trank, so daß, wess zusammengerechnet hätte, der würde gefunden haben, daß der Zirkelschmidt so alt wie Methusalah hätte werden müssen, um so lange zu leben, als er viel trank, wenn man, gering gerechnet, auf jeden Tag nur ein halbes Maßlein zählt. Er trank also nicht in die Länge, sondern in die Dicke; und war er gleich nur Liebhaber in der Kunst, so hätte er doch jeden Tag sein Meisterstück ablegen können. Darum also und weil er Nachts die Wirthshäuser so lange hütete und seine Frau, die Bärbel, hungern ließ, so fährt ihn der Aelteste an: „So ihr seids, Erlump, Zirkelschmidt?“ wie er ins Zimmer kommt. Ja, mit Verlaub, ich bin der Zirkelschmidt, sagt er. „Schämt ihr euch nicht, so unmäßig zu saufen, so zu viel?“ Gar nicht, antwortet er, denn erstens so trink ich allerdings mäßig, vielleicht mäßiger als ihr, und trink zum andern so lang mir schmeckt, und also genug, aber nicht zu viel. „Was, sagt der Aelteste hñig, wie wollt ihr euch rechtfertigen, daß ihr nicht viel sauft? Seht nur euer Brustuch an, das verliert ja die Farb und riecht, wie ein Spundentuch, oder wie ein unausgelochter Weinseiber! Wie sollt das anders seyn und kommen?“ Abermal mit Verlaub zu reden, ihr Herren, antwortet der schlichthärtige Zirkelschmidt, indem er den Mund ins Lächeln verzog, mit Verlaub, das kommt so eigentlich nicht vom vielen Saufen. Ganz und gar nicht, sondern nur vom vielen Verschütten!

Und insofern hatte der Zirkelschmidt Recht; aber er marschirte drum doch ins Häuslein und das nicht wegen des Verschütten's.

Der wohlfeile Prozeß.

Ein Advokat, der im Begriff zu seyn meynete, daß er das Zeitliche mit dem Ewigen veriauschen sollte, der wollte seinen ältesten Sohn am besten im Testament bedenken. Denn er hatte auch seines Vaters Gewerbe ergriffen und aus Schwarz Weiß machen gelernt, also ein schwarzer Weiskünstler oder umgekehrt, wie der Leser will. Weß aber der Tod sein eignes, unabänderliches Gesetz hat, dem alle, nur er selbst nicht, sich unterwerfen müssen, so hätte ihn der Advokat gern ein bißchen irre geföhrt. So aber entschloß er sich kurz und gut und vermachte seinem ältesten Sohn einen Prozeß zwischen zwey reichen Erben, welche über ein angefallenes Gut nicht einig werden wollten. Weß der Alte erholte sich wieder ein wenig und schleppt sich mehrere Monate zwischen Leben und Tod hindurch, bis einmal sählings die Thür aufstiegt und: „Jetzt hab' ich ihn!“ rief der Sohn. Wen? fragt der Vater. „Ey, den Prozeß,“ erwidert der junge Advokat. Doch nicht gar gewonnen? Ich will nicht hoffen. „Meynt ihr? ihr habt so lang daran geschafft und mir ist in wenig Zeit gerathen, den Gegner unter das Bein zu kriegen. Da lest selber.“ Der Vater sieht wirklich, daß der Prozeß durch alle Instanzen gewonnen ist und: „du Esel, sagt er. Das hätte ich schon vor zehn Jahren gekonnt, wenn mirs darum gewesen wäre. Aber so habe ich mit Frau und Kind schon so lang davon gelebt und dich auch davon studiren lassen, nicht daß du die Prozesse gewinnen sollst: Meynst du, das heiße Advokat seyn, wenn man einen Prozeß gewinnt? Du hast noch nicht weit gebracht. Ich hab dir die Ruh zum Melken, nicht zum Loddtschlagen gegeben. Jetzt sieh, wo du einen andern Prozeß herkriegst, du hättest auch noch einen Sohn daran studiren können lassen.“

Der Sohn runzelt die Stirn und kratzt hinter den Ohren und geht maustill fort. Er hat nachher den Fehler wieder gut gemacht und nicht mehr so vorskneß gewonnen. Denn bey ihnen geht das Sprichwort: Friede nährt, Unfriede verzehret, ins Gegentheil über.

Etwas über allerlei Thierlein.

Es geht einem oft mit den Thieren gerade wie mit den Menschen; man faßt eine Liebe zu einem Menschen, den man zum erstenmal sieht, und liebt ihn gern, guter Freund, oder liebt ihn gar so, ohne daß man weiß, wie das Ding kommt. Es ist als hätte man sich schon einmal, nicht seit der Geburt, sondern vielmehr vor der Geburt gekannt, und als einem so alten Bekannten drückt man ihm freundlich die Hand und ruft ihm. Eben so geht man Manchem aus dem Wege, gleich aufs erstemal; sehen und nicht mögen ist dann einerlei, gleich als wär auch so was angebohren. Also ist's auch nicht selten gegen die unvernünftige Welt, da doch keine Zunge wohnt, uns verständlich, wo nicht geberet und gesucht, nicht ehrlich gehandelt und betrogen wird, wo man keinen Katechismus und zehn Gebot halten oder übertreten kann, weil man eben von keinen weiß, und ist ein unvernünftiges Thier weder zu loben noch zu strafen. Aber es geht einem doch oft kurios und hat doch Alles wie gewöhnlich seinen Grund. Z. E. sind nicht viele, welche nicht ein bißchen zusammenschauen, wenn sie unversehens auf dem Weg oder im Wasser eine Schlange sehen. Nun sind ihre Zünglein nicht böse und sind bei uns lustige, reinliche Thierlein, deren kunstreicher Körper und kurioser Winterschlaf mehr als einem zuruft: Nicht, ruft der Wurm, hat Gott gemacht. Aber erstens so sind doch in der Welt, nemlich wo es wärmer als am Rheinstrom ist, manch giftiges Schlänglein, aber nicht an der Zunge, sondern am Zahn, und ferner so schleichen sie und sind jählings da, ohne daß man es merkt, wie es was Gutes nicht zu thun pflegt. Sondern das Gute scheuet nicht das Licht, aber das Böse schleicht im Finstern und liebet die Finsterniß. Endlich, so sagt uns Moses im Anfang der heiligen Schrift, daß die Schlangen den Menschen zuerst verführt hat. Das hat der Hauptfreund und sein gewaltiger Leser als Knäblein beim Herrn Schullehrer gelernt, und hat seitdem jede Schlange als gerade abstammend von jener im Buche Genesis betrachtet, so daß er sich vor der Schlange, wie vor der Verführung zum Bösen hütet. Ja, ein schleichender Verfärer

und Verräther wird wohl im Unwillen: du Schlange! geheißen, und der Herr beim Mathäus hat die heuchlerische Brut der Pharisäer auch so geheißen und just nicht damit gräßen wollen. Sie haben also bei uns von alter Zeit her kein gutes Renomme, und ist eigentlich Drache so viel als Schlange, was dem Leser wohl einleuchten wird. Aber drum hat doch selbst dieses Thierlein und zwar wo es kein Thierlein mehr ist, sondern ein Thier, denn es kann 40 bis 50 Fuß lang werden und ein ganzes Kalb fressen und mit einem Tiger kämpfen, göttliche Ehre zu genießen und wird angebetet, aber von Heiden, welche es nicht besser wissen und ihre Größe und Stärke für was überirdisches halten. Das ist die Abgottschlange in Ostindien, wo der Zimmel und der Kaffee herkommt, und auch sonstwo; aber nicht bei uns.

Wer schon aufmerksam einem Spinnlein zusehen, wie dasselbe seine Fingern pußt und befestet einen Faden nach dem andern an und bauet sich von der Erde gegen den Himmel ihr lustiges Netz; denn sie thuns nicht gern so, daß die Fäden wasserrecht laufen, also zwischen Himmel und Erde, sondern lieber lothrecht, weil es sich theils leichter herunter lassen kann, wenn es hinaufgestiegen, theils die Mücklein mehr hin und her, als auf und ab fliegen und sich so gelegentlich ein wenig im Spinnengewebe verlaufen; aber ein einziger dünner Faden, wenn er das Mücklein am rechten Fleck bekommt, hält es fest genug. Somit wäre also das Spinnlein geschickt, künstlich vorsichtig und klug zu nennen. Und zeigt nicht das Wetter an und geht in sein Sommerhaus, wenn die Sonne scheinen will, auf daß es sich seines Lebens freue? Und hat es nicht schöne Farben, eines vor dem andern? Und heftet es nicht wunderbar seine Fäden von einem Hauß zum andern, über die Straße an den Bäumen, über den Fluß? Und kapert es nicht manches Mücklein weg, was uns beim warmen Wetter beschwerlich fiel? seit mit oder ohne Bewußt? dann der geneigte Leser wird bemerkt haben, daß nicht alle Spinnen einen solchen Fadenballast bauen sondern auf gut bürgerlich ihre Beute fangen, z. E. der Zimmermann. Aber doch sind sie nicht überall gleich gut angegriffen, sondern

nicht nur rennen die Mägde mit Besen, um sie und ihre Häuslein zu zerstören, sondern erschrecken auch viele und können sie nicht austhauen, geschwidge angreifen, sondern bekämen Sichern, wenn sie's thun müßten. Siehe, geiziger Leser, das bringen viele mit auf die Welt und habens, man weiß nicht, wie und woher, vielleicht durch Schreck in Mutterleib. Aber bei andern ist auch gelernt und sie fürchten sich, weil sich eben andere auch davor fürchten. Noch andere die hören von giftigen Spinnen, deren es keine bey uns hat, und sie trauen dem listigen Thierlein, das seine Mücke so pssig fängt, nicht viel Gutes zu. Denn verschmitzte und listige Leute sind selten gut. Und zudem so sieht man die Augen der Spinnen fast gar nicht und der Mensch denkt gleich an den Menschen und wer seine Augen so nur halb aufmacht und drunter heraus schielt — das ist kein gutes Zeichen. Neidische Menschen heißt man Spinnen, wie man Falsche — Schlangen nennt. Der Leser weiß schon warum. Ja! eben deswegen sind oft die unschuldigen Spinnlein in äblem Ruf, weil man mißgünstige Menschen so heißt. Der Hausfreund kennt aber einen der macht eine Ausnahme und hat die Spinnen lieb, sogar bis zum fressen lieb, denn er streicht sie aufs Brod, mis nichts dar nichts und sagt sogar, sie schmecken wie Kalbfleisch, oder er sammelt sie zum Salat, und hat sich sogar die Cholik daran geholt. Der speist aber auch Maikäser und Ameisen, und hätte gewiß wie Johannes der Läufer, von Heuschrecken und wildem Honig leben können.

Ein anderes ehrwürdiges Thierlein ist die Schwalbe. Die sind von niemand gefürchtet und von den meisten recht gerne gehabt. Welchen sie nicht den Frühling mit, oder vielmehr bringt nicht der Frühling sie mit? Der Bote der Freude ist allemal nach vorbegeganger Trübsal willkommen; darum auch die Schwalbe mit ihrem Lenz nach dem traurigen Winter. Wenn der Schnee geschmolzen ist, laue Lüste und das Licht der Sonne machen die Erde schwellen, dann sitzen die Schwällein auf den Firsten und plaudern von den Wundern im heißen Afrika, gräßen ihre alten Wirthe, versprechen ein gutes Jahr und sind unschuldig wie die Nonnen, deren

Gewand sie tragen, denn sie sind schwarz und an der Brust weiß. Deswegen hat man sie lieb und weil sie so heimlich sind und menschenfreundlich, so daß sie über die Hausdächer bauen und aus Roth stubere Arbeit machen als der Häfner. Oder macht der Herr Häfner ein so künstliches Schwalbennest! Eher einen Milchhasen oder sonst etwas.

(Fortsetzung folgt.)

Der brave Oberländer Sebastian, mit seinem Weib Anna und seinen Kindern in den vier Jahreszeiten.

A n n a.

Stehnt uf, Chinder, und betet o:
Danket em Herr! er het is so ho
mit Gsundheit de schöne Neujobrsdag,
ohn Krieg, Mangel, mengersley Chlag!
Er wöhl is o im neue
Stück und Segg wieder verleih.

Dube! Ziehn ich a! Trinet z' Morge,
gdhnt in d'Chilche, söhnt zur Drgle?
passet uf un sid o andächtg.
Bringet hei neüms us der Predig.
Weidene strelet ich recht?
Zpssli, mühn hüt hange, wie gscheht.

Die Gebatterin kommt.

Gott helf ich mitenander!
„Dank der Gott, Baas G'vatter!“
E glückhaftig Johr, G'sundheit, Friede,
Das geb ich Gott doniede.
„Desgleiche wünsch der o,
Gott wöhl is nit verloh.“

„Das isch bbe Fremde hüt,
„Baas G'vatter, mey i hent bi nit?“
„So lang ha ni bi nämme gsch.“
„Es ist der o viel Leids gsch.“
„G'Wäble isch doch besser?“
„Frog allemol der Scherer.“

E

Rheinland. Hausfreund, 1822.

„Ich bin uf e Dschank,
Die Las verliede. S'ich hätt kalt.“
Wo ischs Meidli? „Hörsch Rissel,
Gang mach e wenig Kaffi!“
I ha zum gut Johr e Weckl
Mit gno für s' Ebitl.

Friederli! Humm weibli, fiesch Gotte?“
Hiesch bravi Ehing? „Jo sie sollte!
D, bähis Gott, Müßli!
Stiesch, e Fagenelli? un e Weckl
Het der do d'Gotte mitbrocht.
Sib s'Händli, sag vergeltis Gott!

S'hät solle näumis besser si.
D! d'Geld verriesslet eim so glih.
S'isch alles grähli thür! Me het
Für d'Hampfle Geld doch alles schlecht,
Weiß eim o nit z'rothe,
Wilt der Herbst nit g'rothe.

He jo! was hait ihr scho g'punne?
Verlug me doch do numme!
Nütze Buschle, verlug mi jo,
Hätt ih für Bube, d'Meidli so!
Ich darf nit dra denke vor Präste,
Sie wasche o! Padrontesche!

E Freud! nähm drum nit wie viel Geld,
Chunt so ne Dub uf d'Welt;
So sürlt zieht mes uf,
Dur alle Krankete obe druf.
Sin sie gros, nimmt mes zum tde,
Un s'Land muß drob veröde.

Der Sebastian tritt ein.

Guten Obe, du mi Annemeilli!
„Dank der, du nädersche Waschi!“
Selt! nüt isch übers Wieh
Mit siner sorgliche Lieb.
Gang drinne isch s'Meiegretli,
Es bringt dem Frieder e Fagenelli.

Eh! Baas S'vatter, sig mer Gottwilsche!
Ha di gseh hüt in der Epilche.
Ernstli hiesch du o uspast
Un s'Pfarrers Wunsch in d'Ohre g'fast?
Schön het er is s'gut Johr g'seit,
em Mo si Chraft recht usgleit.

Von alle Leis hets grüßt, ih wett,
Daf er s'Johr un s'Tag Amt het.
D'Zeichen im Kalender het er o;
Läht er eis im gute uf d'Welt Ho,
Se isch si Glück o g'macht;
Es glingt dem alles, was es macht.

Eh hochstudirte Ma, bas muß er si,
Er flecht jo ald in seine Chünste ih.
Der Pfarrer muß en recht ausgräblet ha,
Un muß selber o ne Freud dra ha.
Alle vier Woche chunt der do,
Mer sehn ne wie ne Chnab do stoh.

Me Chnnt si weger recht vergrüble,
Soll s'Hirn drob vernieble;
Doch mehn ih in mein eisältige Sinn,
S'pang alles, wie in Chettene in,
Vom Wurm zum Mensche hi,
Vom Staub und Mensch zum Serafi.

D! überall, hoch ist der Schöpfer Herr,
Vo Welle zu Welle, vo Meer zu Meer.
Hoch steig mi Herz zu seim Wohlgefalle!
Chnnt ich s'tuffig numme o zahl
Mit Frau und Ehing in glicher Witt,
Ich glaub er nähm vorlieb damit.

Weiblene Chömmet go Kräge abhaue,
I glaub, s'Wetter will ustraue.
Denk woll, e zitli Johr wills gä,
I sag ich, spinnet jese nämmemeh.
Machet, es muß särageh,
Wei nüt em Krebs si Laß aschlo.

Wer zitli will si Uebet ende,
Muß sie sitzig lehre, un wendet!
Isch me ferig, ruht me us,
Bi brase Läte ischs der Bruch.
E Freud! geht me ih zur Thür,
Se sieht me Sege o besfür.

Drum denket, Ehinder, d'Morgestund
Het Freude as wie Gold im Mund;
Sie zieht viel Sege mit ere no,
E rühig S'wisse pflanz sie o;
Wer treu verlebt bis z'Oben,
Der cha o sanft und rühig schlofe.

Er ruht so gut! er schloft so sdeß!
Jo weger lichter wie im Paradies;

Denk: ha ni doch mi Pfändli gwoge,
Mi Nebemensch um nit bezoge.
Chinder, das vergesse nie,
Das Wegli fñhet zum Himmel ih.

Wiederschen des Frñhlingß.

Herr Frñhlig? o do chunt er scho!
Nie isch er is ebbe z'frñh no ho,
Bietet alle durß ganz Land
Zu sim Wilchum frñhlig d'Hand.
Er isch e Ma vo Ehre,
Weiß viel Freud eim z'bschere!

Er isch e Ma, i sags wies isch,
Daß me keine lieber isch.
Fernd beym Abschied seit er no,
Das Johr wöll er zittli ho,
Wöll zur Freud in Ehre
Recht viel Sege bschere!

Er isch e Ma; was er verspricht,
Das wird ordli o verricht.
Wi ùns will er si Hochzit ha,
Mit dem Bräuli fahre a,
Dem Herr Cumez zu Ehre!
Er muß sie kopuliere!

Was meinsch? wie wirts e Hochzit si?
Was Gäst si werde finde ih?
Wie er un si un alles glantz,
Mit schöne Meie alles bikrantz,
Dem Hochzittag zu Ehre
Der Gäste Wohl vermehre.

Er zubereitet alles z'erst,
Sie köchlets us bis z'lest.
Sait: hummet, Gäst, und sihet zu,
„Löht nich schmede! Trinket derzu!
„An min Tag der Ehre
„Sollß an Gnuß nit fehle.“

„Vemshriet all, so viel es sind,
„Vom König bis zum Bettel. Chind,
„Vom Königzäunli bis zum Strauß
„Füllt er alle d'Chroppli us;

„Näht ins Wasser, in d'Erde!
„Alles genieß, was Lebe het.“

„Verzehret, wie ichs Euch b'schiede!
„Theilens ordli o im Friede!
„Will nit derschür, als hanlet recht,
„Machet nie fat Arbeit schlecht.“
Basthell, was salt einr d'Herz?
Gelt, ohni Dank, so wär me Erz!

Er isch, denk wohl, nie ganz so z'riede!
Dä gut Ma hat o sini Lide;
Si Schwoger Winter machts nit gut,
Er schneit em meinknot uf de Huß,
Un deckt en zu mit Eis
Mit Schübel, uf e grobi Wiß.

Ihm no d'Arbeit ganz verßbrt,
D'Nebe, Baum und d'Frucht verßbrt!
Er muß e Chuges bey es ha,
Blätter wieder z'bringe dra.
Verbey ischs mit Träbli,
Mit Dorfbröckel un Bierli.

I denk, es soll jeh besser geh,
Er het zur Frau so d'Sunne gno;
We lost ihn, Herr Winter, nimmemeß!
So Meiser si, poh Mundie!
Hintere sot sie länge,
Und em wenig d'Händ verbrenne.

Die Freude des Sommers.

Sebastian.

Mit dem erste Sommerstral
Wirts gräßli warm doch liberal!
Anneli, gang leng e Glässi
Un o derzu ne Kästli!
Bring mit e Hemli weiß,
Das isch pflaternuß vom Schweiß.

Der Frñhlig, Summer, bedi Bräder,
Sei guti, warmi Gmüther;
Wäre di nit do zum Tribe,
Dä sñß Trank wurd nit überblibe.

Drum ans Glas musch Hlinge,
Mer wei ihr G'undheit trinke.

Hoch lebe die Sommer-Regente!
Lähn allem Nadrig schenk.
G'isch woher de G'sunde und Ehranke,
Ne mag net gnug d'ersfür danke.
Und still, wie der lieb Gott selber isch,
B'alle sie allem a' woblfele Tisch.

Mi Herz, i' ch'nnst der no viel sage;
Doch was hilst das E'slage?
Ich denk, i' will go Ch'rsi g'anne,
Em K'fess uf d' Matte bringe.
Koch für Jämis Ch'ndp'st,
Un bach e par Pfandb'schl.

O Annel! es isch e Pracht!
D' Frucht im Feld schön b'glet lacht.
Mer d'besenis nit verwilt!
Mit em Heu mäh'n mer eile!
Un Ch'rsi! siech? wie doll!
D' Baum hange g'schlage voll.

Mer göhn vor Tag selb Fänst go meise,
Dass mer alles niederlege.
Zum Warbe schidisch s' K'fess,
Und mit der Suppe s' B'äbbel.
Nach Salat und Sträb'l,
Bring mit dem Esse s' B'äbbel.

Gottlob der Heuet-Endt sig dine!
Gott wöhl zum Herbst o Sege bringe!
D' Hebe hange voll Eräb'l;
Sch'nied, o Schöni! ih, mi Wiss!
Zum Wienechtchindl stäre
Mit D'epfel, Nuß und Bire.

Der Knab.

Netti! was will i' der sage?
Gilt es denn brav B'äcki z' trage?
Sern wei mer Drotte Schwelle,
S' B'äcke in d' Ord'nig stelle.
Gelt, mer d'ese juchze o?
Wei d'ersfür brav schaffe o.

Das Spätjahr.

A n n e.

Bäbell! gang, ihu d' H'ner isch,
Loß mer jech das Reite sp!
Hörsch, gang denn doch go melche!
Der Vater hunnt vom Belche,
Durstig wird er isch,
Hungrig, gräßli müd derbt.

Baschell, hunsch gar ebe recht!
Ha der kochet G'müß und Speck.
Vom Weile mache dich müd?
„Jo me spärts an jedem Glieb;
Vom Rege durneht,
Wo me jo ke Dach d'bet het.“

Das isch aber o ne Sp'dilig,
Nei! me het nie ke Fürtig!
Am Suintig muß men em Wasser wehre
Wenn's nit soll in d' H'ner kehre.
D' Wulle ch'omme ans Dach,
Ne het ke Tag, das isch e Sach.

Der Sp'dilig isch e sure Na,
Lacht ein nit wie der Fröhlig a;
Er nehlet allewil um ein ume,
Lobt ein nie ke Sträb'l Sonne.
„A nidige Na de November,
Jo, wie si Bruder December.“

Mer wottene nit derwider ha,
Sienge sie ins Afrika.
D'bet wäres bliechte Regente,
Könnre s' Nebel. H'rtli Schwente,
Schwarzl G'sichter! weiße
Blüml an G'liebeneise.

Die Herre, Sp'dilig, Winter,
Ruche Regente, mag si nie!
„O nei, Mutter! was denkst doch o?
Wo wott ih denn zum Schilse go?
Mir Bursl müssen im Winter bitte,
Es ist von wegen em Fahre im Schilte.“

Gell, Netti, du witt so o nit?
Wos ke Eis, ke Schnee me git?
Könnst uf em Of'e nit warm liege,
Wo em P'still Taback trinke,

Luge uns in d'Karte,
Zo, wie mer chönne marsche?

Lose, wie d'Weibli schön singe,
Nu o luge, wie sie spinne,
Wie der Joppi d'Lichtipä chriht,
Derno sie in der Lichtstoc zwick,
Wie der Melcher hasplet,
Dernebe Nabe kämpflet.

Zo, Mutte, s'Bienechtindli, was?
Un s'gut Fehr, wo bleibt das?
We häst verachtes Gotte, Gbtti,
Bekäm si Lebzig nie te Kdäli,
S'gab kenni Bede zesse,
Das häst ih bald vergesse!

Die belohnte Menschlichkeit.

(Mit einer Abbildung.)

Hat sich im vorigen Jahr der Leser gefreut, wie ihm sein erfahrener Hausfreund das Geschichtlein erzählt hat vom geretteten Lamm und daß der edelmüthige Netter sein Landsmann war und vielleicht noch ist, so soll es dieses Jahr kein Lamm seyn, sondern ein Mensch und hat man sich um das Lamm gekant, so hat man es diesmal um den Menschen nicht gethan. Was auch zu merken ist. Auch geschah es nicht im heißen Italien, wie damals. Dem Hausfreunde fällt dabey was ganz Anderes ein und das will er doch dem Leser zuerst berichten, weil er es fast nicht verschweigen kann. Wenn man nach Savoyen kommt, weist man einen gleich in das berühmte Chamounixthal (spreche Schamunithal), allwo die Gletscher aussehen, als wie Ströme, welche aus den Berggäulen hervorstürzend, plötzlich gefroren dastehen, so steif, als die tiefsten Flüsse an manchen Orten, lauter Eis und Kälte. Wenn man aber in jenem Thal auf das sogenannte Eismeer geht und wandert unter Gefahren gegen drey Viertel Stund, so steht man jählings auf einem Dreiweg im Thal. Alles glizert ringsum von Schnee und Sonne und über sieben Stund sieht man den gefrorenen Fluß und denkt an die Ewigkeit. Aber wenn man links nickt,

so sieht man einen großen Fels, der liegt freil mitten im Eismeer, wie eine steinerne Insel. Wenn nun die Sonne ihn im heißen Sommer recht mütterlich umfängt und durchwärmt, da entsprossen dem alten Knaben allerlei artige Blümlein, weiß und roth und wird jeglichem wunderbar zu Nutze, der se etwas sieht, da, wo kein Vogel pfeift, kein Laut des Lebens sich hören läßt, wenn nicht ein scheuer Steinbock von einem Felsen zum andern auf zweihundert Fuß Entfernung springt. So gehts einem bey der folgenden Historie. Denn es geschah also nicht in Italien, sondern vielmehr im Gegentheil im kalten Rußland, im Jahr 1812, da auf einmal alle Wärme wie weggenommen war und wurde auf einmal alle Luft zu Schnee und alles Wasser zu Eis. Aber zu essen war weit und breit nichts, gar nichts mehr. Sondern es balgten sich die Freunde darum, wer am spätesten Hungersnoth sterben müßte und waren die Lebensmittel oft so, daß der Hausfreund seinem Leser nichts davon sagen mag. Er mag nur auf die Abbildung sehen, da liegt so was und wer noch nicht genug hat, der frag einen, der dabei war. Es läßt sich ohhin leichter hören, als lesen.

Deswegen also erbarmt sich ein Trupp Bayern, in blauer und rother Uniform, da sie einen armen Wurm von Hunger und Kälte steif an einen Baum gelehnt sahen, der giebt noch ein Lebenszeichen von sich und war nach seiner Uniform ein Teutscher. „Dein Feuer geht aus, Kamerad, riefen sie. Mach dich auf und geht mit uns, ehs andere Feuer auch vollends verlischt. Uns machen die Kosacken warm. Allons.“ Ich kann nicht, sagt er, die Zehen an einem Fuß sind fort, der Frost hat sie. Und besser ich machs, wie mein Kamerad daneben; dem thun die Kosacken nichts mehr. Es wird ohnehin nicht mehr lang dauern. Da trat ein junger, sauberer Bursch heraus, den bewegt die zarte Jugend und die weiche Stimme des Halberstarren und der sagt: „Gib mir den Arm, Bruder, es ist nicht nöthig, daß du da so umkommst.“ „Gib mir den Arm, ich habe meine Zehen noch. Wer weiß, was besser ist.“ Und somit faßt er ihn, wie die Abbildung zeigt, gar menschenfreundlich, der brave Frit, dem

die Menschlichkeit nicht in der Patronentasche
faß und war ihm das Herz im Leib nicht
erfroren. Es schlug warm und am rechten
Fleisch. Anfangs gieng mit dem Marschiren
gar schlecht und langsam, daß die Andern
fast zornig wurden und sagten: Was sollen
wir da um einen, an dem ohnehin nicht viel
zu verlieren ist, den Kosaken an ihre Spiess
gerathen. Mag der Friedrich sehen, wie er
zurecht kommt mit ihm. Das war dem
Friedrich freilich leid, aber er hatte sich ein-
mal vorgenommen, der muß jetzt gerettet seyn,
ich thut nicht anders. Jetzt fährt er ihn
bald, bald laß er ihn auf die Schultern,
bald setzt er ihn auf einen Karz oder Pul-
verwagen, wie angien. Denn der Aeme
war gar jung und zart und dem Friedrich
kam vor, als wenn er vorher nicht viel müß-
te mitgemacht haben und sey vielleicht der
einzige oder jüngste Sohn weis Gott von
wem. Aber gewiß so wenig der Samariter
den Geschlagenen und Gepönderten im Blut
fragte, welches Glaubens bist du und wie heiß-
est du und werde ich dich wieder sehen? so wen-
ig ward dem Friedrich drum zu thun. So
schleppt er ihn durch Hunger und Durst, Blis-
se und Fährlichkeit, Frost und Schwerdt glük-
lich bis an die Grenze, wo der Gerettete Be-
scheid wußte und der Frieder lang behm Ab-
schied in den Tornister und sagt: „Bis da-
her hätte ich dich gebracht, Kamerad, und
„muß jetzt anders wohin. Aber daß du
„nicht im nächsten Dorf wieder betteln mußt,
„so hast du da einen der zwei Speciesthaler,
„die nicht mit erfroren sind. Brauch ihn
„gesund. Adies!“ Und sie giengen, jeder sei-
nes Weges. Nachdem aber der Krieg ganz zu
End war, nemlich im Jahr 1816, da zog
der Frieder fröhlich und wohlgemuth in seine
Heimath, ins Vaterland. Mit Freuden
ergriff er die Hacke und den Pflug wieder
und ward wieder ein rechtschaffener, arbeitsa-
mer Bürger im Dorf, was nicht jeder Soldat
gern thut, sondern — Er erzählte oft
von den furchtbaren Greueln des Kriegs,
wenn er gar Hunger und Kälte zu Abjuran-
ten hat und durch Mangel an des Leibes
Nahrung und Nothdurft oft mehr richtet, als
mit allen Bomben und Granaten. Wie es
ihnen hurt hezigung bei der Weregina und

bei Smolenz, der langen Kosadenspiess gar
nicht zu gedenken, welche einem um die Oh-
ren fuhrten, bei Tag und bei Nacht, daß
dem Vater die Pfeil ausgieng und er hatte
doch selber mitgedient Anno 1788, als die
Türken Nachts den 20. September den Kai-
ser Joseph bei Lagosch überfallen hatten und
bei so was geht doch auch nicht ring her.
Das war Alles nichts dagegen, wenn halbe
Regimenter erklarrt auf der Erde lagen und
die Pferde auch und wer noch kriechen konn-
te, der machte sich seine todten Brüder zur
Decke, um sich so der Kälte zu erwehren.
Aber dessen, den er gerettet, gedachte er nie,
wenn er beim Ofen Abends erzählte. Ja,
was will der Leser sagen? Dem Frieder
giengs, wie den Gemüthern seiner Art al-
len, nemlich daß sie vergessen, was sie Gu-
tes gethan, bis man sie wieder daran er-
innert.

Drum dachte er auch damals nichts, wie
er Sonntags Mittags, „Aller Augen, Herr,
warten auf dich“ gebetet und sich an den
Tisch gesetzt hatten und es blasi ein Posthorn,
obschon das Dorf nicht an der Straß liegt.
Aber wie eine vierspännige Kutsche, mit zwei
Bedienten hinten drauf, über den Kirchplatz
fährt, denn die Kirche steht mitten im Dorf
und der Kutcher fragt ein Bählein und fährt
gerade auf des Frieders Haus los, da streckt
das ganze Dorf den Kopf zum Fenster her-
aus und wie die Mutter das Fenster aufma-
chen will, da steht die Kutsche schon und „Je-
sus Maria, der König, ruft sie. Nein!
sagt der Hausfreund, nicht der König, aber
doch einer, der so froh war, wie ein König.
Denn wie der Frieder und sein Vater, die
Rappen in der Hand, vor die Haus Thür kom-
men, da öffnen die zwei Bedienten den
Schlag und ein reichgekleideter junger Mann
stützt am alten Vater vorbei dem erdhien-
den Frieder um den Hals. Denn der Frie-
der erkannte ihn gleich für den, mit welchem
er jeden Bissen zur Zeit der Noth getheilt
hatte. Viel Worte gab nicht und tritt bei
solchen Gelegenheiten die Seele lieber in die
Augen, als auf die Zunge. Selbst die zwei
alten Eiern weinten mit, was sie konnten,
denn sie ahneten aus den wenig Worten, daß
ihre Sohn etwas Gutes gethan haben mußte



und er hatte doch davon nichts gesagt. Das weckte doppelte Thränen.

So umarmten sich unter Gottes freiem Himmel und vor seinen Augen Reichthum und Armuth, Dankbarkeit und Edelmut und seine Sonne goß milde Stralen darüber; sie hatte heute einen schönen Tag. Rathsellich! der Graf war reich, einseßlich reich und nahm den Frieder mit sich auf seine Güter, wo er der Aufseher über Alles und sein Freund und Tischgenosse war. Aber die beiden Eltern wollten nicht ihre Heimath verlassen, bis sie der Graf recht brüderlich bat, mit ihrem Frieder zu ziehen. Denn ein rechtschaffen Mann ehret auch die Lenden, die seinen edeln Erretter gezeuget haben.

Die Wette.

Ich kenne einen, der kann im Münster zu Strasburg, so hoch auch dasselbe ist, nicht grad stehen," sagt ein Engländer zu dem, der ihn herumsührte und es waren noch viele Andere dabei, denen das fast unglücklich vorkam. Also wetten sie viel Geld, daß das nicht möglich sey. Ja, was noch mehr ist, der feste Engländer sagt sogar, daß er über die schrecklich hohe Spitze hinaus springen wolle. „Gilt noch zwei Neuthaler," sagt der dicke in der Gesellschaft. Jetzt heißt sie der Engländer warten und bringt den Kellner aus dem Wirthshaus und heißt ihn grad im Münster stehen, und kommt wahrhaftig nicht, denn er war bucklig und hatte einen kurzen Fuß. Aber, was das Hinüberspringen anbelangt, da würde doch wohl am Ende windig aussehen. Auch nicht! Denn er hatte ja nur gewettet, daß er hinüberspringen wollte und das konnte ihm niemand Abel nehmen.

Also strich er das Geld ein und rekte weiter.

Die wechselseitige Explication.

Es geht nichts über die Deutlichkeit. Aber nicht überall, wie vielleicht im Postwagen, wo man so Leute aus allen vier Winden antrifft, deren Namen u. Stand just nicht im Gesicht steht. So gieng einem berühmten Engländer, mit Namen Scheridan, von welchem wohl mancher Leser viel Schönes wird gelesen haben. Der war ein Vornehmer u. wollte in der Hauptstadt London zu einer Art von Landstand gewählt werden; drum reist er dahin. Und mit ihm ein anderer, ein Advokat und noch einer, die zwei waren Wahlmänner. Wie sie jezt so mit einander sahen, da rückt der eine heraus und „Wem hilfst du, sagt der andere zum Advokaten, dem Scheridan oder dem Paul?" „Ich dem Scheridan, wo denkt der Herr hin? dem Paul! er ist freilich nicht viel Bahren werth, aber er ist mir zehntausendmal lieber, als der Scheridan, der Erzjauner, den wähl' ich auf keinen Fall; mag's thun, wer will. Ich nicht. „So, sagt der Andere, kenn' ihr denn der Herr Kamerad, daß er's so weiß?" „Wozu kennen? Ich mag ihn gar nicht kennen! Das nichtsnuzige Luch; der Scheridan!"

Manchem gereigten Leser wäre hier leichtlich das Abpfeifen roth geworden und er hätte gefragt: Wie? was? und so und so. Nein, der Scheridan muß nicht, sondern ist still, denn der Postillon bläst und sie sind an einer Stadt. Da zieht der Scheridan den Andern auf die Seite und „Euer Gesell da, der gefällt mir; es ist eine lustige Haut, ein durchtriebener Kumpen. Was gilt, so ist es ein Advokat?" „Richtig, sagt der Andere; es ist der Advokat, von da und da, und so und so heißt er. „Ich freu mich drauf, seine Bekanntschaft zu machen, sagt der Scheridan und leert sein Gläslein; denn der Postillon saß auf dem Dack und blies, daß es weiter gieng.

Diesmal war der Scheridan gesprächiger und er kam so mir nichts, dir nichts, auch auf die Advokaten zu reden, wie's im Gespräch geht. „Ich lob mir den Advokatenstand vor allen andern und getraue mir zu beweisen, daß es nach dem Naturstand der älteste ist, die weiß schon die Eva so was an sich gehabt. Es ist.

ist jeder Mensch, der eine Zung im Maul führt, schon selber ein Advokat. Und man seh, wie ihnen das Recht zu Häusern und Gärten hilft, zu Ehren und Ehrentiteln zu Amtern und Welbern; und wo etwas krum wird, da machen sie's gleich wieder grad. Das muß man ihnen lassen; sie sind wahre Engel des Friedens. Ich kann mich aber nur ärgern wenn unter so ehrenvollen Männern auch dann u. wann so ein räudiges Schaaf sich einschleicht, der dem ganzen Korps einen üblen Geruch verbreitet. So wohnt da und da ein Advokat, der heißt so und so. Von dem mbcht ich kein Fäßlein erben, weil es einem den Keller verdirbt. Seine Sünden reichen auf zehn Stund im Umfang; der macht aus Allem Alles, um Geld und gute Wort:

Was? ruft der Advokat. Kennt ihr denn den Advokaten von da und da?

Nein, sagt der Scheridan.

Der bin ich, sagt der Advokat.

So, das wär kurios? Kennt ihr denn den Scheridan?

Nein, sagt der Advokat.

So sind wir wett; denn der bin ich, sagt der Scheridan.

Also gab nachher der Advokat dem Scheridan doch die Stimme, und der Paul gleng diesmal leer aus.

Trau, schau, wem; vordersamst auf dem Postwagen, wo keinem der Pass im Gesicht steht.

Der natürliche Widerwille.

Daß es Leute gibt, welche nicht gern mit Kohlen zu thun haben, sagt dem geneigten Leser der Hausfreund nicht zuerst. So weiß er einen Grafen, den hat sein Bruder durch

eine Ras' gellefert, die hat er dem Bruder in den Stiefel gesteckt, weil er gemeint hat, es sey mit des Bruders Widerwillen eigentlich nichts, wie es denn doch wirklich Leut giebt, die sich so was einbilden und hintennach zelgt sichs. Aber mit dem Grafen wars anderst. Denn wie er in den Stiefel schlupft, um geschwind' aus dem Zimmer zu kommen (so Leute riechens und fählens und es wird ihnen eng auf der Brust und sie bekommen Schweiß), da merkt er, daß es nicht geht. Also greift er hernach mit der Hand hinein und zieht das Thier heraus. Aber herauszuziehen, umzu- fallen und todt zu seyn, war eben eins. Der Bruder eilt auf den Fall herbei, und den kurrierten Bruder zu belachen und muß ihm beweinen, denn sein eitles, leichtfertiger Scherz hatte ihm das Herz gebrochen. Er war todt.

Merke: Wo die Natur einen solchen Widerwillen eingelegt, treibts sich nicht Spas u. der Hausfreund schont in diesen Fällen die Schwachheit eher, als daß er jemand beunruhigt, geschweige zu todt peinigt.

Es kann aber auch der Widerwille etwas abernatürlich seyn. Wie z. E. bey'm Herrn Vinzenz, der das Gras husten hbrt, denn er hat gar viel Bücher gelesen und korrigirt alle Druckfehler, wo er einen findet. Er kommt einmahl in eine Gass und wie er hineintritt, wiebs ihm bang und eng auf der Brust und zuletzt steht ihm der dicke Angstschweiß auf der Stirne, daß ihm Hören und Sehen vergeht, ja er hält sich an seinem eigenen Rock, um nicht zu fallen. Seine Haare sträubten sich und er macht, daß er fort kommt. Wie's ihm woh:et wird, da sieht er sich um. —

§

Reinländischer Hausfreund. 1822.

Da, seht merke ich, kein Wunder, sagt er. Denn er sieht jetzt, daß er unter einem Wirthshaus vorbegeggen war, an dem ein Schild zur Kap hing und zwar eine schwarze, denn vor denen fürchten sich so Leute noch am ärgsten. Noch nicht alles; sondern wie er heim kommt, da will er seinen Schrecken auch im Spiegel beschauen, da när' er fast wieder umgefallen, denn seine Verhale, die sonst kohlschwarz war, war eislegrau, seine Brille blind und er selber um zehn Jahr älter geworden. Das ist arg.

Fortgesetzte Betrachtung über etliche Thierlein.

Der Hausfreund nennt einen gebferrn Vogel, als die Schwalbe, der ihm aber nicht weniger lieb ist, obgleich er nicht so reinlich ist, wie dieselbe mitten in ihrem Rothhäuslein, wohl aber so heimlich. Das ist der Storch. Er bringt allerley Unzieser mit und wirft in Hof, er kann nicht Vorsänger werden, hat keinen bunten Rock, er riecht nicht nach Bisam und Nängelibhl — und doch verjagt ihn niemand vom Haus und mehnt, es sey nichts Gutes, wenn er weiche und er bringt Segen. Warum das? Weil er jedwedem Jahr das Haus weißelt, nämlich von außen? Rein — weil man von ihm lernen kann, wo der Wind her kommt, nämlich wo er die Brust hinlehret, weil sonst der Wind die Federn luyft? Auch nicht. Sondern, es sey dem Hausfreund vergbnt, etwas breiter drüber zu werden; er hat die Störche gar lieb, und kann sie mit einem Ahemzug nicht, ganz und gar, loben.

Erslich so kommt der Fröhling mit dem Storch und klappert derselbe um Georgitag schon sein afrikanisches Klelein. Vielleicht kommt auch umgekehrt der Storch mit dem Fröhling, wie der geneigte Leser es will. Der Bote des Guten ist aber immer willkommen, und der Leser gäbe dem Postillion auch wenigstens einen Neuenthaler, der ihm die Nachricht brächte, daß er in der Frankfurter Lotterie das große Loos gewonnen hätte. Der Hausfreund sieht einen oder den andern seiner rheinischen Genossen scharf dabey an.

Zweytens so sind die Störche gute Eltern, denn wer hat es noch nicht gesehen, wie sie so sorgfältig ihre Jungen nicht allein füttern, sondern auch fliegen lehren. Recht, wie gute Eltern es thun sollten. Immer ist eins der Alten dabey, wenn die Jungen fressen und sie sind unter steter Aufsicht, dann so wollen sie nicht, daß ihre Kinder fliegen, ehe sie das Flügeln verstanden. Sagt man doch, daß sie dieselben nicht allein an den Rand vom Nest führen, damit sie keinen Schwindel bekommen, sondern sie sollen sie auch auf den Rücken nehmen, was der Hausfreund grad nicht verbürgen will, denn er hat es nicht gesehen. Gute, verständige Eltern sind aber auch gute Kinder, dieweil man seine eigenen Eltern eigentlich in seinen eigenen Kindern erst recht lieb hat. Wird nicht erzählt, daß die Störche ihre Eltern, wie Jesaias spricht, heben und tragen bis ins Alter, bis sie alt und grau werden?

Merke: Der Storch kann Eltern und Kindern eine Lektion ertheilen, welche in der Hauptafel nicht vergessen ist. Und um wie viel mehr ist ein Mensch, denn ein Storch?

Drittens so reinigt er die Felder und Wiesen von Reben, Schlangen, Maulwürfen,

Froschen und weiß mit seinem langen rothen Schnabel dem Bauern manch Ungeziefer aus dem Weg zu schaffen. Aber so treibt er nicht gegen die Späzen und der Hausfreund hätte den Storch manchmal gern drob getadelt, daß er dem Diebsvolf freye Herberg in seinem Nest gestattet, dieweil sie sich ansehen, wie der Hausfreund eine schöne Stadt in seinem lieben Vaterlande kennt, wo die Handwerksleute sich unten an der Kirche herum auch mit ihren Häuslein angepapt haben, Blechner, Mehlhändler und dergleichen mehr; inwendig wohnet der heilige Geist. Aber so ist der Storch; er thut, was seines Amtes ist im Froschmüsesfang, und guckt um die kleinen Spitzbuben nicht herum. Nur dann und wann versucht er so einen oder den andern seiner Hausleute, der es vielleicht zu ungattig treibt, sonst ist er gastsfreundlich.

Wartens so bringt er ja Kinderlegen ins Haus, wie man sagt; er ist also ein willkommenener Vogel auch deswegen schon. Der Storch bringt das Brüdlein, sagt der Vater. Natürlich, dem Vater gehit mit dem Storch, wie dem Kind mit dem Brüdlein; sie wissen beyde nicht woher. Deswegen und weil der Storch selbst so ein guter Vater ist, bringt er Segen.

Fünftens und endlich so soll ein Storchennest vor dem Feuer bewahren. Das ist nicht, sondern viel natürlicher, und damit hält es der Hausfreund. Der Storch liebt sein Nest und seine Jungen. Drum so wenns brennt an so einem Ort, hat man erlebt, daß der Storch und die Storchin ans Wasser fliegen, ihre Flügel und den Körper eintrau-

hen und so zurückfliegen, daß das Brandwasser selbde Wasser ihr Nest und das Kamrin oder so etwas, worauf sie ruhen, durchnäzt und eine Zeitlang sichert gegen die Zungen der wilden Flamme. Es muß während aussehen, wenn so eine Storchenfamilie mitten in den Flammen des Hauses stehen, wie die Männer im Feuerofen, ruhig und stolz, sicher vertrauend auf den, der die Raben säktert und jeden Storch bey dem Namen kennt.

Darum, mein geneigter Leser, wollen wir so ein Tyerlein recht in Ehren halten, von ihm lernen und es gerne sehen, wenn es sich im Dorf auf dem Rathhaus oder der Kirch oder auf dem eigenen Haus niederlassen will. Man hat Exempel, daß über hundert Jahre ein Storchennest dasselbe Haus besetzt, da es der Sohn vom Vater erbt und der Enkel vom Sohn u. s. w., bis es ein ungerathener Urenkel übel aufnahm und die alten Hausfreunde vertrieb. Ja, daß die alten Storche wiederkommen, kannst du erfahren, indem du ihnen ein Halsblech anhängst, welches sie mit nach Afrika und wieder beim nehmen. Ein treues Thier, dem nicht viel fehlt, so wars besser als mancher Mensch. Nämlich was fehlt ihm? der eigene Wille und die Ueberlegung, er thut so, wie der Fink sein Nest baut.

Daß man aber sagt, sie hielten, wenn sie im Herbst wegziehen, auf einer großen Wiese noch ein Herbstmandver und wer seine Lektion nicht könne oder sonst einen Schaden habe oder etwas Unwerthes gethan habe, der werle ausgestoßen, so weiß das erstlich der Hausfreund seinem Leser nicht für gewiß zu verfi-

Herrn, und wär' es endlich wahr, so wäre das eine feine lobenswerthe Politzey.

Das Alleingehen.

„Warum so allein, Herr Gebatter?“ fragt ein Spaziergänger, der auch allein war, einen andern, wie er ihm im Wald begegnet. Es ist eben mein Leikeffen, so allein zu spazieren, da kann ich niemand um mich leiden, sagt der Gebatter. „Justement (nicht just am End) geht mirs auch so. Wißt ihr was, Gebatter? da will ich euch als abholen.“ Ihr seid einfältig, Herr Gebatter, sagt der andere; wenn ich so will, bleib ich lieber daheim, wenn ich allein spazieren gehen will. „Das will ich mir merken, wenn es wieder Regenwetter giebt.“

Das nächste Jahr.

Der Hausfreund kennt ein Städtlein, da gehts fast wie in Venedig einmal, welches zwar nicht am Bodensee liegt, wohl aber am Adrelatischen Meer und ist dort, als wenn das mittelländische Meer so seinen Zeigfinger zwischen Syrien und Itallen heraufstreckte, und wollte sagen: Da am letzten Gleich des Fingers liegt das reiche große Venedig, vormals meine blühende Tochter, aber jetzt nimmer so; die Zeiten sind vorbei. Also in Venedig lebt ein Herzog, der wolt einen großen und schönen Platz in der Stadt noch größer und schöner machen. Ihm stund aber

ein Kirchlein im Weg, das wolte bei allen Zureden nicht wanken, und war doch nicht Sache des Herzogs, sondern des heiligen Vaters in Rom. Also fragt er an und weil die Antwort nicht ganz deutlich war, so reißt er's um und läßt es sich nachher verzeihen. Aber nicht ganz. Sondern alljährlich mußten auf selbigen Tag, wo das Kirchlein umgerissen ward, der Herzog mit sechs Rathsherrn, jeder mit einer brennenden Kerze, auf den Platz kommen und von der andern Seite her kamen eben so viel Geistliche. Deren oberster fragte den Herzog ganz getrost: wann wird unsere neue Kirche gebaut? Und der Herzog antwortete ganz deutlich: das nächste Jahr. Darauf giengen sie wieder auseinander. Das geschah aber, damit der Herzog nicht vergäße seine Schuldigkeit. Inzwischen starben viele Herzoge, wurden über zweihundert neue Kalender gedruckt, eben so viel neue Jahre erschienen, und keine neue Kirche wurde gebaut, bis zulezt aus der Sache nichts geworden ist.

Die lustige Compagnie.

Der Franz singt gern und wer gern singt, trinkt gern, deswegen auch der Franz. Drum wie er auf die Basler Messe am Ende Octobers gehen will, um einen neuen Hosenträger, oder einen neuen Basler Kalender, oder Lebkuchen für den kleinen Franz zu kaufen, oder sonst was, da kehrt er zu Eimersdingen im Ohsen ein und findet ein Paar lustige Brüder und guten Wein obendrein. Zu denen setzt er sich und „Herr Ohsenwirth

ein Schöppllein, sagt er. Drauf so ziehen ihn die Brüder auf und heißen ihn einen Luchmauser, daß er kein sibeles Niedelein mehr könn, ob ihm über dem großen Einmaleins die Gurgel zugewachsen sey, (der Franz war auch Acciser und hatte aus der Stadt geheurathet, und war deswegen bei den Honoratioren im Dorf) und die Schaben hätten ihm ganz die Rinnbäden vernagt, daß er nimmer lachen kann. „Man kann nicht auf einem Bein gehn, Herr Vetter Ochsenwirth, noch ein Schöppllein“ Nein! Alle gute Ding sind drei, ruft ein Herr Bruder, so langt ihr ihm eine halbe.“ Meinetwegen sei's, sagt der Franz. Auf die Art wacht der alte Adam im Franz wieder auf, und weil sein Wagen nach seines Acciserbefohlung nur auf zwei Schöppllein eingerichtet und geeicht war, so blieb der dritte unterwegs und und der vierte stieg in den Kopf, daß der Franz zuletzt singt:

Ach, wäre ich doch, meines Seel,
Ein afrikanisches Kamel,
Da wollt ich euch was sagen.
Drei Schritt — ich war in Basel drein,
Und hätte für zwei halbe Wein
Noch einen zweiten Magen.

Nun hat er aber, wie ein Krebs, seinen Magen im Kopf und es wurde ihm bereits säuerlich im Maul und es stoßt ihm oft auf, als sie fangen: Nachtigall ich hör dich singen, und, Prinz Eugenius mußte wandern, und Wir sitzen so lustig beisammen. Zuletzt so singt der Franz noch mit: Aufs Pferd, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd, ins Feld, in die Freiheit gezogen. Da setzt er sich aufs

Schuhmachers Pferd, auf den Kappen und tummelt sich, um nach Basel zu kommen. Aber wie giengs ihm? Sein Tummein verkehrt sich bei Zeiten in ein Laumeln und er zog richtig ab der Straß ins Feld über den Rain, als querefeld, ohne Anstand, bis der Rapp die neue Wegsteuer verliert und bleibt mit dem Franz liegen. Zum Glück für alle zwei, daß er wieder an die Landstraße gekommen ist, sonst hätte ihn ja der Mehger, sein Schwager, nicht sehen und ihn erkennen können für den Franz. Weil der Franz sonst ein galanter Mann ist und Stiefel an hat, so geht der Schwager lang um ihn herum, weil ihn der Hund anschnuffelt und mit dem Schwanz wedelt. Den muß mein Sultan kennen, sagt er, und wenn er die Kappenstiefel nicht zuunterst züberst an hätte, so sollt ich schier meinen, es sei der Acciser, mein Schwager. Denn der Franz hat sonst Kappenstiefel an, aber sie waren zerissen und deswegen hat er die andern angelegt, im Oktoberfeld kann einem aber passieren, daß man die gelben Ueberschlag unten hin bekommt. Drum stupft er ihn mit dem messingbeschlagenen Stoß in die Rippen und sagt: He, guter Freund, pressiers? wohln? Da hebt der Franz sein Haupt in die Höh und sieht den Schwager mit gläsernen Augen an, legt so den Backen auf den Arm und sagt nichts. „Steht auf, Franz! Ihr könntet da den Schnupfen überkommen und da wärmt euch euer Brand nicht genug; ihr müßt euch in euern Haarbeutel einwickeln, wie ihr wollt. Steht auf! die Oktobernebel sind euch nicht zuträglich. Setzt euch hinauf auf meinen Wagen, zu meiner alten, die giebt wärmer.“ Hast er — recht, stammelt der

Franz und grobelt über den Stein an die Straß und der Metzger schreiet ihn mit seinem Stock auf den Wogen. So! setzt euch neben die Dick da, sagt der Metzger und glebt dem Gaul einen Dizer, daß der Franz gleich neben die Dide hinfällt. — Die alte Dide war aber eine ehfame, wohibellebte Gemalin des Herrn Ebers, eine gehohrne Loos, welche ihre letzten Tage in Ruhe zugebracht hatte, um endlich mit ihren lieben Kleinen den Basler Schweinemarkt zu zieren heißen und so noch profitlich an den Mann zu kommen. Der Franz lag also in seiner Familie, denn die Loos hatte ihren letzten Wittwensitz in der Stallung des Schwagers aufgeschlagen. Deswegen legt der Franz seinen Arm, wie er neben sie gefallen war, ganz vertraulich um sie und meint er sei wieder im Dshen. „Sieg, Kamerad, sagt er, oder was ist mit dir. Also! und stoßt ihr mit dem Knie auf den Rücken, daß die Alte grunzt. Du hast eine gute Bassstimme, wie ich hör — also wollen wir singen. Was willst du denn Kamerad, daß wir singen? Sieh an! „Und stoßt sie wieder, daß sie wieder grunzt.“ Wir sitzen so frohlich beisammen? Meinst du das? Meinenwegen auch recht. Also sing ich die Prim und du sekundirst mir mit deiner Bassstimme. Also:

Wir sitzen so frohlich beisammen
Und haben einander so lieb!

Warum singt der Herr Kamerad nicht? Wo seht's Herr Bruder? Fängt der Franz endlich an zu grunzen und — schläft ein. Als sie nach Basel kamen, war die eine Hälfte verschlafen und die andere Hälfte nahm ihm der Schwager durch kalte Wasser,

Wels der Franz aber schon in Eimeldingen eingekront hatte, so zog er nur seine Kapuzenstiefel an der ersten Brücke aus, und gieng mit seinem Schwager nur auf den Saumarkt. Heim hat er etwas starkes Haarweh gebracht, sonst nicht viel.

Der falsche Edelstein.

In Straßburg sitzt in dem Garten, der am Weg gegen die Schiffbrak liegt, ein sauber gepuzter Mann, dem die Ehrlichkeit noch wie nachgedruckt im Gesicht stand. Nämlich die Ehrlichkeit im Freien am ersten zu Haus ist und solche Leute, wie der gepuzte Herr, zogen sie im Dreißhauf und übten sich vor dem Spiegel in der Ehrlichkeit. Also macht er zu einem nagelneuen Fingerring, welcher in purem Gold glitzerte und Strahlen wie ein Regenbogen, warf ein ehrlich Gesicht und der Ring war ächt. Aber das Gesicht nicht. Drum so kam ein anderer, welcher die Stein besser versünd als die Gesichter und fragt ihn: Was wollt ihr für den Stein, guter Freund? „Ich will euch nicht anföhren, sagt der Andere, sondern will euch gleich sagen, daß der Stein falsch ist.“ Was verlangt ihr für den falschen Stein, Nachbar? Ich kauf ihn euch ab, fordert. „Guter Freund! ihr wißt den Vericht und laßt mich ungeschoren. Er ist falsch.“ Wenn ich aber zwanzig Dublonen für den Stein gäb? Auch nicht? Ihr versteht den Vortheil nicht, denn wenn er falsch ist, so kostet er sein gut Geld. Es ist so meine Liebhaberei, falsche Stein theuer zu kaufen. „Wenn ihrs denn nicht anderst thut so meinerwegen. Aber ich warn euch, der Stein

ist, falsch und Ihr, Herrn Unsißende, seid
leibhaftige Zeugen, daß ich den Herrn gewarnt
und ihm gesagt hab, daß der Stein falsch
ist.“ Deswegen so traut der Kauflustige nicht
so ganz und stellt dem Mann einen Bürgen
und nimmt den Ring zum Steinschleifer, der
sagt ihm, daß der Stein ein Diamant sei u.
unter Brüdern 200 Dublonen werth. Schmach
halbpart, sagt er, wenn Ihr nicht traut und
Ihr laßt mir hernach den Stein ganz; Ich kann
ihn besser an Mann bringen. Ich kann ja
wohl das Geld allein verdienen, denkt er und
„ich wills probiren, Herr Steinschleifer“ sagt.
Das hast du schön gemacht, pffifiger Fuchs,
reicher Mann, brummt er wieder hin in den
Garten und richtig da sitzen sie noch bei ein-
ander. Was sagt der Steinschleifer? sagt der
geputzte Herr. Der meint, Ihr sollet machen,
daß Ihr ihn los werdet um zwanzig Dublonen.
Deswegen so viel und nicht mehr. „Der
Herr bedenkt sich und das war dem Kaufherrn
just recht. Auf einmal seufzt der Andere,
besteht den Stein und steckt ihn in die Westen-
tasch, blickt gen Himmel und spricht: „Mein
seeltiger Vater war Soldat, dem hat der Ring
das Leben gerettet, weil ihm ein Husar ge-
rad mit dem Säbel auf die Hand hieb und
hätt ihm fast das Hirn gespalten, wenn der
Stein nicht den Hieb aufgefangen hätte. Ich
sollt ihn doch nicht hergeben.“ Ja, sagt der
Andere, das ist freilich ein schöner Zug von ei-
nem Ring, aber Ich geb deswegen auch eine
Dublon mehr, um so einen merkwürdigen
Stein zu haben. „Man weil Ihr denn so el-
nen Narren an dem Ring gefressen habt, so
will Ich mein kindliches Gefühl diesmal unter-
brücken — und indem fährt er sich durch die
Augen, nicht um die Thränen zu trocknen,
sondern um sie herauszupressen — Da habt

Ihr ihn und verzehret ihn gesund. Wer war
froher als der Ander, er zählt ihm gleich
zwoßf Dublonen im Voraus und verspricht
dabeim noch zehn zu holen. Denn er muß
viel gehabt haben, sonst häit er so was nicht
ihun können. Jetzt spaziert er abgemach und
recht langsam, daß alle Welt den Ring sieht.
Aber im Vorbeigehn geht er noch einmal zum
Steinschleifer. Ja, der ist freilich falsch,
lacht der Schleifer spöttlich. Wo ist den der
Ander?, Welcher Andere Stein? jammerte
der gierige Tropf. Das ist der und zugleich
der Ander? „Ja da seid Ihr halt geprellt u.
geht noch gleich zurück, daß Ihr ihn noch er-
reicht, ehe er über die Barriere draus ist.
Ja der war schon lang ganz langsam und gra-
vitätlich über die Barriere hinausspaziert u.
dacht: wenns dem nicht pressirt, mir die an-
dern zehn Dublonen zu bringen, so pressirt
mirz auch nicht darauf zu warten. Und er hat
nicht unrecht gerechnet. Denn war der Käufer
langsam heimgegangen, so kam er mit Stidgel
des Sturmwindes herbeigeest. „Wo ist der
Jauner, der Spizbus, der Hallunk? hat e-
mich doch angeschmirt, ist der Ring doch falsch.“
Ja das hat er ja gesagt, Freund Wunderlich
und hat euch nicht anschmieren wollen; aber
Ihr habt euch mit aller Gewalt anschmieren
lassen wollen. Des sind wir alle Zeugen! —
und lachten alle daß der Boden zittert. Was
gibt, Ich weiß es? sagt endlich einer, der die
Zeit über still gesessen hatte. Ich mein, er
hat den Ring, wie er ihn euch abnahm, da
Ihr das erstemal vom Schleifer kamt, vorn
in das Westensäcklein gestekt und hat nachher
weiter hinten einen herausgelängt.
Da giengen den Geprellten die Augen auf
und wie er sich ein wenig besann, fand er den
Namen vom Gaudieb. Denn er hatte gese-

sen, wie dem Mäker von Brassenhelm: der Schimmel und dem Döfenwirth der Rappen war gestohlen worden und daß der Frieder auch schon in Juwelen und Edelsteinen praktizirt hatte. Es war der Frieder und kein anderer. Aber gefangen haben sie ihn nicht diesmal.

Der todte Jude.

Auf dem Jahrmarkt fällt dem Schmuel ein, wohlfeiler als andere einzukaufen und geschwind reich zu werden. Also steht er. Weil er aber das Handwerk nicht recht los hatte — er trieb's erst ein Halbjahr — so kriegte ihn der Streikreuter am Kamisol und schleppt ihn vor Amt. Im läugnen verschnappt er sich und es heißt das Erkenntniß: zehn per Abschlag und die übrigen fünfzehn auf Ratifikation. Schmajes Noel! Herr Amtmann! Gestrenger Herr Excellenz! Nor ka Makkas nit! Wann ich muß de Makkas halten, kost mich ma Liebe! jammerte der arme Hebräer, dem schon der Doges jukte. Aber es half nichts, sondern der Herr Amtmann läßt ihn auf die Schranke binden und „aus dem Salze“ sagt er zum Hafschie. Beim dritten ruft der Fäde, weih! Ich sterb! und beim fünften ich: bin todt. Nichtig lag er mauskstill, regt kein Gliedlein mehr. Bis dem Hafschie anfangen bang wird und er winkt mit den Augen dem gestrengen Herrn Oberamtmann, ob er nicht sollt halten; denn der Jud habe vielleicht schon ein Paar zu viel. Und hielt mit dem Farenwadel ein. Da seufzt der Jud laut auf, schaut mit verzerrtem Gesicht herum und sagt: Nu, was schlaget er am e. todten Jud rum? da lacht der Amtmann und sagt: Nan denn, weil ihr es

selber sagt, so muß man euch wohl glauben, und Amtsbienen; jetzt gebt ihm noch eins, damit er vollends todt ist; hernach kann er aufstehen.

Der wohlfeile Kauf.

Der Herr Theodor hat einen Schwager, der aber nicht viel Ähnlichkeit mit ihm hat, sondern ist gar geschwind im Glauben, und daß sein Glaube nicht immer seelig, wenigstens nicht reich macht. So kommt er z. E. zu einer Faßversteigerung, da lagen große und kleine in Holz und Eisen gebundene herum und eben sagt der Ausrufer „Zwei Gulden zum erstenmal“ über ein schönes zwölfdhmisches Faß mit schönen eisernen Klaffen. Zwei Gulden und dreißig sagt der Schwager und blüht mit den Augen herum, daß sich alles soll still verhalten und ihm das Faßlein nicht wegschnappen. Auch bot kein Mensch mehr, sondern wundern sich alle, wo der Schwager den Mutz und die Stimme herbekomme, so auf einmal. Drauf so klopft der Ausrufer mit dem Schlüssel auf die Tafel und der Schwager hats Faß. Jetzt gebt er schmunzelnd drum herum und sagt so in den Bart: dich hab ich wohlfeil; so viel gilt das Holz allein und das Eisen dran ist geschenkt. „Theuer ist's just nicht, sagt einer zu ihm; doch ist da ein anderes für zwei Gulden und hält zwei Fäde.“ Nicht möglich! ruft der Schwager. Sagt, warum sind die Fässer denn so wohlfeil? weil doch sonst so ein zweifähriges seine vier Dublonen, in Holz gilt, ohne das Eisen? Zwei Gulden und dreißig ist ein Sportgeld. „Ja so! jetzt versteh ich euch. Drum kostet jetzt euers nur dreißig Gulden, diereil ihr die Dhm um zwei Gulden dreißig habt und euere Fäßelein mist zwölfdhm. So habt ihr euch also um sieben und zwanzig Gulden u. dreißig verrechnet.“ So kann einem gehen, wenn man Fässer stelgert und versteht's nicht.

